Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechszehnter Jahrgang

Nr. 34 — Marburg i. H., den 21. August — 1902

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1581 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,23 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltne Petitzeile (Nonpareille 50 v. H. Aufschlag); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Der Wille Gottes — Lutherworte — Die Fortschritte des Protestantismus in Frankreich 3. Ziele und Methoden — Gedanken über die Konfirmation. Bekenntnis und Gelübde außerhalb der Konfirmation als Bedingung der Abendmahlszulassung? 4. Pia desideria — Mehr Missionskenntnis, ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit (Bornemanns Missionskunde) — Zu dem Falle Horst — Dichtungen über Christus und Christen — Verschiedenes: Ein Gesang= und Choralbuch für Kirche und Haus; Gustav=Adolf=Kindergottesdienste (Meinhold); Noch einmal Chamberlains Grundlagen; Im Vorderen Asien (Rohrbach); Paläsinischer Diwan (Dalman); Wilde Rosen und Eichenbrüche (Schwerin); Dornröschen (Ricarda Huch) — Anzeigen

Der Wille Gottes

Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, derselbige ist mein Bruder, Schwester und Mutter. Matth. 12, 50.

Es giebt ein oberstes Gesetz in der Welt, das heißt: der Wille Gottes. Wer sich ihm entzieht, wer statt dessen seine eigenen Wege geht, oder die Wege, die Mutter, Brüdern und Schwestern gefallen, der verfehlt den Zweck seines Lebens. Der gehört zu denen, von denen man nicht weiß, wozu sie eigentlich auf der Welt sind. Man mag treiben, was man will, man mag einen Beruf oder Amt haben, was es auch sei, man mag sich einer Sache hingeben so groß oder so wichtig als nur denkbar — schließlich taucht überall doch einmal die Frage auf: Wozu das Alles? wozu? Und nur dann wird uns unser Leben und sein Inhalt befriedigen, wenn wir auf diese Frage die Antwort bereit haben: Für Gott!

Dieser Daseinszweck — darin beweist sich seine Wahrheit — ist ein ganz allgemeiner, alle Einzelheiten umfassender. Wo der Wille Gottes in einem Menschenleben Zweck und Ziel geworden ist, da giebt er auch dem kleinsten Leben eine große Bedeutung, ja einen unendlichen Wert, einen Wert, der hineinragt bis in die Ewigkeit. Denn der Wille Gottes — auch der erfüllte nicht — hat kein Ende mit dem Tode: vielmehr er fährt unser Lebensschiff, befrachtet mit geistigen Gütern und Schätzen und Errungenschaften über den Strom des Todes hinein ins ewige Leben. Wo Gott als der große Steuermann am Ruder sitzt, da kann es nirgend anders hingehen als in sein Reich, in sein ewiges Reich.

Also darauf kommt es an: Gott muß unser Lebensschiff steuern. Gottes Wille muß unser Wollen und Thun lenken und leiten. Wie aber mach ich den Willen Gottes zum obersten Gesetz meines Lebens? Unser Leben setzt sich zusammen aus vielerlei einzelnen Verrichtungen und Ereignissen. Da ist die Hauptverrichtung, unser Beruf, und in ihm wieder lauter einzelne Thätigkeiten. Da ist die Erziehung unserer Kinder, da ist die Besorgung des Haushaltes, da sind die Hilfeleistungen bei Andern, da sind die kleinen Feste unsers Lebens, Stunden des Glückes und der Freude, da sind die schweren Zeiten, die Unglücks=, Krankheits= und Todesfälle, da sind die Sorgen und Nöte aller Art — und in dem Allen, wie mach ich es, daß ich in dem Allen Gottes Willen thue allerorten und immerdar? Nur so kannst du es machen, daß du Gott in deinem Willen hast. Dann verläßt er dich nicht, dann nimmst du ihn überall mit hin, dann gehst du an Alles mit dem Bewußtsein heran: Gott ist bei mir! Alles geschehe für ihn! Dann schreibe ich es über mein ganzes Leben:

Anfang und Mitte samt dem End
Stell ich allein in Gottes Händ.

So gewinnt mein Leben einen ewigen Zweck: es wird zu einem Gottesdienst. Ich brauche nicht mehr zu fragen: Wozu das Alles? Ich stehe fest in der Position: Gott hat mich gestellt an den Platz, wo ich stehe. Ich fülle ihn aus für ihn!

So hat Jesus Christus gestanden vor Gott. Das hat ihn groß gemacht. Und die ihm darin ähnlich werden, die nennt er seine Brüder und Schwestern. Gott hat die Christen verordnet, sagt der Apostel Paulus, daß sie gleich sein sollten dem Ebenbild seines Sohnes, auf daß derselbige der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern. Ihm gleich werden, darin liegt Alles beschlossen, was wir sagen können vom Willen Gottes. Ihm gleich werden — was ist es für eine große Aufgabe! Ihm gleich werden! — — Ach mit unsern paar guten Werken und unsern paar Gottesgedanken und unsern paar Kirchgängen, mit unsern paar Christlichkeiten ist es nicht gethan: unser ganzes Leben gestellt unter den Willen Gottes, so und so allein werden wir große, starke, freie Gottesmenschen, Christi Brüder und Schwestern. Friedrich Daab

Lutherworte

Den Text — Matth. 5, 23 ff. — merk wohl, und dieser Spruch will so viel: Wenn man kömpt und will Gott dienen, das will er nicht haben; kurzumb, du sollt vorhin dich mit deinem Nähisten versühnen und ihm zuvor dienen. Als sollt er sagen: Siehe, Mensch, ich hab dich geschaffen und erlöset, das erkenne; und richte nu all dein Leben dahin, daß es dem Nähisten diene; wo aber nicht, so thue mir auch Nichts. Willt du es nicht thun, da es vonnöten ist, so laß es auch anstehen, da es unnötig ist. Also will Gott viel lieber seines Diensts beraubt sein, denn deines Nähisten Hülfe, und will viel lieber durch die Finger sehen, so du an seinem Dienst nachläßig bist, denn daß es an deines Nähisten Nutz gebreche.

Kirchenpostille, 6. Sonntag nach Trinitatis.

Die Fortschritte des Protestantismus in Frankreich

3. Ziele und Methoden

So mannigfaltig wie die weitverzweigte Evangelisations=arbeit selbst sind auch ihre Ziele und Methoden. Diese Mannigfaltigkeit ist begründet teils in dem kirchlichen und dogmatischen Gepräge der evangelisierenden Organe, teils in den besonderen Verhältnissen und Bedürfnissen der einzelnen Bevölkerungs=schichten: die mentalité des Bauern in der Auvergne ist von der des Fabrikarbeiters in Lille so verschieden, wie die Ge=

dankenwelt des bigotten Altbayern von der des zielbewußten Berliner „Genossen".

Getreu ihrem Ursprung aus dem allem offiziellen Kirchenwesen abholden Réveil stecken die Genfer und die französische Société Evangélique ihrer Thätigkeit keine bestimmten kirchlichen Ziele. „In Frankreich das Evangelium zu verbreiten mit allen Mitteln, die Gott an die Hand giebt", ist die einzige Instruktion für ihre Evangelisten und Kolporteure. Und auch ihre Methode ist einfach genug: Nichts wissen als Jesum Christum, den Gekreuzigten. Ihm gegenüber sind alle Menschen gleich: allzumal Sünder. Fest überzeugt von der unwiderstehlichen Kraft des Evangeliums suchten die ersten Söhne des Réveil nicht viele Künste für ihre Verkündigung. Für die unentbehrliche Polemik gab ihnen — es waren meist bekehrte Katholiken oder Hugenotten aus den Cevennen — ihre eigene Erfahrung das rechte Wort. Ihre Erfolge verdankten sie der Macht ihres persönlichen Zeugnisses von dem Heiland, dem sie dienten und darbten, durch Spott und Mißerfolg nicht entmutigt, durch Mißhandlung und Gefängnis nicht gebeugt: ‚Messieurs, je suis prêt à recommencer' sagte Napoleon Roussel zu seinen Richtern, als er in Versailles im Jahr 1843 wegen Uebertretung des Versammlungsverbots verurteilt worden war. Dieser Eifer der ersten Zeit ist den freikirchlichen Evangelisationsbestrebungen nicht verloren gegangen, wenn auch naturgemäß der ausgedehntere gesellschaftliche Betrieb mit Komitésitzungen und Bilanzsorgen, Jahresfesten und Jahresberichten Manches von der Eigentümlichkeit und wohl auch von der Stärke jener ersten Verkündigung genommen hat. Aber im Grunde sind es heute wie vor siebzig Jahren gläubige Persönlichkeiten, von denen Ströme lebendigen Wassers ausgehen, jene wackeren Pioniere in der Auvergne und in der Corrèze, in der Creuse und im Cantal, die in den schwierigsten Verhältnissen unter tausend Entbehrungen, nicht selten mit Lebensgefahr für Christum werben und neue Arbeiter für ihn gewinnen.

In ähnlichem Sinn treibt die Mac All-Mission ihr Werk. Auch hier völlige kirchliche Neutralität und gänzliches Zurücktreten der konfessionellen Kontroverse hinter dem „Reden von der Liebe Christi". Nur daß die komplizierteren Verhältnisse der Großstadt an die Methode der Darbietung, die bei dem primitiven Kulturzustand mancher bäuerlichen Gegenden heute ohne Schaden noch dieselbe ist wie vor siebzig Jahren, sehr bestimmte und sehr mannigfaltige Anforderungen stellen. Schon im Jahr 1872 hat Mac All seine methodischen Grundsätze, die Moody zu dem Urteil veranlaßten, die Mac All-Mission sei eine Mustermission für die Welt, für seine Mitarbeiter zusammengestellt. Niemals soll der Evangelist politische Dinge berühren; nie soll er über Kneipen und Theater, über Tanz- und Konzertsäle sich auslassen. „Man darf die Leute nicht kränken oder schulmeistern und nie den Gedanken aufkommen lassen, als ob wir uns selbst für besser hielten als unsere Zuhörer." Man soll nie ein verletzendes Wort sagen gegen irgend eine Kirche und ihre Mißbräuche, nie die Leute zum Uebertritt in eine andere Kirche bewegen. Gott ist nie als der rächende Richter zu schildern, sondern als der barmherzige Vater. Jede bittere Sprache, auch gegenüber der Sünde, ist zu vermeiden. Von der künftigen Verdammnis des Bösen soll nur mit der größten Zurückhaltung gesprochen werden. Keine Ansprache soll länger als zehn bis fünfzehn Minuten und kein Gebet länger als zwei bis drei Minuten dauern. In der freien, ungezwungenen Art des Laien, ohne Kanzelton und kirchliches Zeremoniell soll der Evangelist zu den Leuten reden. Sie sollen nicht den Eindruck bekommen, daß sie in einer Kirche sitzen, sondern nur den, daß Christus sie lieb hat. Jede Rede, jedes Lied, jedes Gebet soll ein Zeugnis von der Liebe Jesu Christi sein.

Auf streng kirchlichem Boden, und zwar, da es eine einheitliche Organisation der Eglise Réformée de France noch nicht (oder nicht mehr) giebt, im Anschluß an die orthodoxe Synode général officieux, geschieht die Arbeit der Société Centrale Protestante d'Evangélisation. Soweit sie in der Diaspora das Werk unsers Gustav-Adolfsvereins treibt, bleibt sie in unserm Zusammenhang außer Betracht. In die Propaganda tritt sie grundsätzlich nur ein, wenn eine schriftlich begründete, von einer größeren Anzahl katholischer Bürger unterzeichnete Bitte um Sendung eines evangelischen Pfarrers vorliegt. Hat dann eine sorgfältige Prüfung der Motive — manchmal ist ein vorübergehendes Zerwürfnis mit dem Ortspriester das einzige — ein wirklich religiöses Verlangen erkennen lassen, so wird wohl dem Wunsch entsprochen. Der Bürgermeister macht durch den Ausrufer den Tag der ersten Conférence bekannt, zu der in der Regel das Rathaus überlassen wird, andernfalls findet die erste Versammlung in einer Bauernstube, in einer Scheune, in einer Küche oder im Wirtshaus statt. Zweck dieser conférences ist, die unglaublichen Vorurteile gegen die Protestanten zu zerstreuen und nachzuweisen, daß sie weder bezahlte Spione im Dienste Deutschlands*) oder Englands noch Widersacher Christi im Bunde mit dem Teufel seien, sondern gute Franzosen und gläubige Christen. So finden wir als immer wiederkehrende Gegenstände dieser apologetischen Vorträge folgende: Ce que la France doit aux Protestants, Français et Protestants, La France et l'Evangile u. a. Der Verteidigung zur Seite geht der Angriff auf die römischen Irrlehren (Messe, Fegfeuer, Heiligenverehrung) und — in schlichtester Form — die positive Darbietung der evangelischen Heilswahrheit. Mit den zum Uebertritt Geneigten sucht der Evangelist durch Hausbesuche und im Winter — der Sommer kommt für die Evangelisationsarbeit kaum in Betracht — durch die Veillées du foyer in persönlichen Verkehr zu treten: ein Protestant oder Katholik ladet seine katholischen Nachbarn ein, man singt, liest, disputiert; ein Gebet des Evangelisten beschließt den Abend. Sobald die ersten Uebertritte erfolgt sind, wird evangelischer Gottesdienst nach der Liturgie der Synode officieux eingerichtet und aus den Proselyten eine Kirchengemeinde konstituiert.

Wo sich der Evangelisation nicht der bigotte Fanatismus, sondern das auch in ländlichen Gegenden — so in manchen Teilen der Charente — verbreitete Freidenkertum hindernd in den Weg stellt, hat an die Stelle der Polemik gegen Rom, die offene Thüren einrennen würde, die Erörterung der modernen sozialen und philosophischen Probleme zu treten. In der Charente-Inférieure bewährt sich aufs glänzendste die Methode des Pfarrers Robert in Pons. Die großen Erfolge seines Oeuvre de Propagande évangélique rechtfertigen ein kurzes Wort über die von ihm befolgten Grundsätze, wie er sie mir in diesem Winter brieflich dargelegt hat:

> Plus que jamais nous croyons efficace notre méthode d'évangélisation progressive et rationelle qui consiste à commencer par l'éducation des esprits pour nous acheminer peu à peu dans la voie qui conduit à l'édification des âmes. Nous n'abordons les questions religieuses proprement dites qu'après une campagne de conférences préparatoires où nous nous sommes efforcés de déblayer le terrain en déracinant les vieux préjugés et de montrer que notre religion, à nous chrétiens protestants libéraux, est parfaitement propre à satisfaire les aspirations démocratiques et sociales de notre temps. Je crois qu'on fait fausse route en abordant dès le commencement d'une campagne d'évangélisation l'exposé des principes dogmatiques. Neuf fois sur dix on n'est pas compris de l'auditoire. C'est pourtant là le principe de beaucoup de mes confrères en évangélisation et j'ai entendu l'un d'entre eux dire en un congrès qu'il croyait devoir commencer toutes ses conférences par la prière!

Pfarrer Robert sucht zuerst das geistige und sittliche Niveau seiner aller Religion entfremdeten Bauern zu heben, indem er ihr Denken und ihr Gewissen hinleitet zu den Fragen:

---

*) Der Protestant (9. Nov. 1901) kann es nicht begreifen, daß die Direktoren der Société Centrale und der Société Evangélique de France mir abgeraten haben, das Uebertrittsgebiet in den Provinzen Périgord und Corrèze zu besuchen und schreibt: Notre collègue d'outre-Rhin qui n'ignore pas sans doute notre légendaire réputation d'imprévoyance et de témérité, a dû trouver que les Français devenaient bien sages et bien circonspects. Ich habe jenen Rat gut verstanden und Niemandem verübelt. Wenn Herr Pfarrer Robert in Pons die große Freundlichkeit hatte, mich durch sein Arbeitsfeld zu führen, so liegen die Verhältnisse in der Charente-Inférieure doch etwas anders als in jenen Gegenden: der klerikale Fanatismus ist machtlos, die römische Kirche hat ausgewirtschaftet, in manchen Dörfern trifft man Sonntags nur zwei Personen sicher in der Kirche, den Priester und den Küster.

„woher kommen wir? wohin gehen wir?“ Die Antwort giebt das jeder dogmatischen Hülle entkleidete Evangelium Jesu Christi, das seine sozialversöhnende Kraft erweist in einer Reihe von Robert ins Leben gerufener Wohlfahrtseinrichtungen (Greisenasyl, Ortsbibliotheken, Volksvereine u. s. w.).

Daß übrigens auch die Société Centrale und die Mac All-Mission es verstehen, ihre Methoden den Bedürfnissen der einzelnen Arbeitsfelder anzupassen, zeigt ihre vorbildliche Thätigkeit in den nordfranzösischen Industriebezirken. Jeder Versuch, diese Leute unmittelbar religiös anzufassen, würde mißlingen. Denn Religion und Christentum ist für sie identisch mit der römischen Kirche. Diese aber hassen sie als ihren Todfeind. Sie ist in ihren Augen die Vertreterin des Unternehmertums, der politischen und sozialen Reaktion und, was man Religion heißt, ein politisches Machtmittel in der Hand der selbst ungläubigen Bourgeoisie, um die Massen um ihre sozialen Rechte zu betrügen. Als neulich Pfarrer Nick in Lille bei der Beerdigung eines Arbeiters über Joh. 4, 24 gesprochen hatte, trat nach ihm ein sozialistischer Stadtrat ans Grab und sagte: „In der langen Rede des protestantischen Pfarrers war zuviel von Gott und Christo die Rede: das heißt am Grabe Politik treiben!“ So gründlich hat hier der politische Geschäftsultramontanismus das Evangelium Jesu kompromittiert. Und doch sind auch bei diesen Leuten noch Anknüpfungspunkte genug für das Evangelium da: ihr Bildungshunger, ihr sittlicher Jammer, ihr soziales Elend. Da mit der Arbeit eingesetzt zu haben, ist das Verdienst der unermüdlichen Apostel des Christianisme social, der Gründer und Leiter der Solidarités von Rouen, Lille, Roubaix u. s. w. Welch erstaunliche Fülle von rettender Liebesthätigkeit konzentriert sich in diesen Volkshäusern und Arbeiterheimen: von den Vorträgen an, durch die irgend ein Universitätsprofessor an einem religiös neutralen Stoff unter den vom Haß Geblendeten wieder den Sinn für Wahrheit zu wecken sucht, bis zu den Gebetsversammlungen, in der die vom Alkohol und allen Lastern der Gosse Erlösten Jesum als ihren Retter preisen! Jede edle Regung, deren eine der Ewigkeit entwöhnte Seele noch fähig ist, wird gepflegt und gekräftigt. Familienabende mit musikalischen Vorträgen und dramatischen Aufführungen suchen die Arbeiter den giftigen Freuden der estaminets zu entfremden. Hat dann Musik und Dichtkunst eine empfängliche Stimmung geweckt, so darf auch ein religiöser Ton anklingen, ohne offenen Widerspruch hervorzurufen. Beim Schlußgebet nimmt Mancher die Mütze vom Kopf und die Zigarrette aus dem Mund und faltet die Hände. Das „blaue Kreuz“ und das „weiße Kreuz“ bietet den Opfern der Trunksucht und der Unzucht ein Asyl. Donnerstags- und Sonntagsschulen, Jünglings- und Jungfrauenvereine nehmen der Jugend sich an; Arbeiterfrauen lernen nähen, kochen und den Haushalt führen. Und das Ziel von allem dem? Daß die von den Einen geschändete, von den Andern geschmähte Religion wieder zu Ehren komme und Christus offenbar werde als der wahre Freund des Volkes.

Die Ziele der zwei Richtungen unter den anciens prêtres sind so verschieden, daß leider auf ein Zusammenwirken der beiden Parteien nicht mehr zu hoffen ist. Auf der einen Seite stehen die Freunde des Oeuvre des prêtres in Courbevoie, die im rückhaltslosen Anschluß an den Protestantismus in der Form der orthodoxen reformierten Kirche Frankreichs das einzige Heil für die reformfreundlichen Priester sehen, weil der Protestantismus „la façon la plus strictement biblique et la plus strictement morale, la façon la plus française et la plus nationale“ sei (Professor Doumergue-Montauban). „Gebet also den früheren Priestern die alte gute französische Hugenottenfahne in die Hand, die einzige Fahne des Evangeliums in Frankreich. Außerhalb des Protestantismus giebt es in Frankreich nur noch Platz für die Ruinen des Antiklerikalismus, für die Verwüstungen des Freidenkertums oder für die getünchten, aber leeren Gräber des Katholizismus“ (Expriester Pfarrer Meillon).

Dem gegenüber hat Bourrier von Anfang an keinen Hehl daraus gemacht, daß er im Uebertritt zum Protestantismus keine definitive Lösung der Reformfrage sehe. Neuerdings sprach er sich in einem Interview gegenüber einem Redakteur des Européen (Nr. vom 26. April 1902) über seine und seiner Gesinnungsgenossen Ziele folgendermaßen aus:

> Wir wollen eine religiöse Reform, einen verjüngten Katholizismus, ein Christentum, wie es die Apostel, die einzigen authentischen Ausleger der Predigt Jesu, aufgerichtet haben. Das Papsttum ist für uns eine menschliche Einrichtung, ehrwürdig, wenn es sich von den Irrtümern und dogmatischen Erfindungen der Vergangenheit lossagen will, verwerflich, wenn es sich hartnäckig auf seine antichristlichen Privilegien versteift. Wir glauben, daß die Kirche von Frankreich einer Reformation zugänglich ist. Die neue Schule, die wir vertreten, verwirft jede äußere Autorität: Gott allein ist unfehlbar. Wir proklamieren die Freiheit der Forschung. Um unser Ziel, das darin besteht, Frankreich eine Nationalkirche zu geben, zu erreichen, wollen wir, da wir an die Möglichkeit einer Trennung von Kirche und Staat nicht glauben, daß die Regierung von allen ihren Priestern akademische Grade verlange, um einen liberalen und gebildeten Klerus zu bekommen . . Wir möchten zur Gründung unsrer Nationalkirche gelangen, ohne es direkt auf ein Schisma abzusehen. Das Konkordat, mit Strenge durchgeführt, würde genügen. Wenn die Regierung die Bischöfe und Pfarrer wählt, wenn sie von allen Priestern Universitätsbildung fordert, wenn die Bischöfe selbst zur Achtung vor der Regierung und den Gesetzen verpflichtet werden, wenn endlich die Ordenskapellen geschlossen und die Kongregationen aufgelöst werden, wird man bald in Frankreich einen andern Klerus haben als den, der die Croix redigiert, in Politik und Antisemitismus macht und das Brot des heiligen Antonius von Padua sammelt.

Lachenmann

Gedanken über die Konfirmation

3. Bekenntnis und Gelübde außerhalb der Konfirmation als Bedingung der Abendmahlszulassung?

Soll das feierliche Bekenntnis und das Gelübde der Konfirmation völlig verschwinden? oder sollen sie an anderm Ort wieder aufgenommen werden? Wichern hat an eine solche Wiederaufnahme gedacht:

> Das Glaubensbekenntnis und das dazu gehörige Gelübde der Treue gegen den Herrn . . . sei ein neuer kirchlicher Akt von hoher und höchster Bedeutung für den Gelobenden und für die Gemeinde. Es bleibe die Zeit, in der dieser Akt eintreten soll, für jeden gänzlich frei und er finde erst dann statt, wenn der Einzelne das Verlangen hat und den Willen ausspricht, als Abendmahlsgenosse volles Glied der Gemeinde zu werden! Die Gemeinde wird dann durch ihre Organe in festzustellender Ordnung über die Zulassung zu entscheiden haben. Diese Zulassung setzt zwar jene kirchliche Unterweisung [d. h. den Konfirmandenunterricht] voraus, der Zugelassene aber mag jünger oder älter sein, er mag früh — schon bald oder gleich nach der Einsegnung — oder spät, er wird vielleicht gar nicht kommen: es ist aber besser, gar nicht, als unwürdig am Tische des Herrn zu erscheinen. (S. 1192)

In der Debatte bemerkte Wichern dazu: „Donatistische Vorstellungen, welche Jemand meiner Idee einer Abendmahlsgemeinde etwa unterlegen könnte, liegen mir sehr fern“ (S. 1194).*) — Den Gedanken Wicherns hat jetzt Stoecker wieder auf seine Fahne geschrieben. Seine zehnte Erfurter These fordert Loslösung des Abendmahls von der Konfirmation und volle Freiwilligkeit der Teilnahme daran. Aber auch er will die Zulassung daran gebunden sehen, daß der Bewerber vom Pfarrer, unter Zustimmung des Gemeindekirchenrats, für reif erklärt, und daß von ihm Bekenntnis und Gelübde vor der Gemeinde abgelegt wird. Aber Stoecker hat in seiner elften These noch etwas Anderes bestimmt ausgeprägt, was bei Wichern höchstens angedeutet ist:

> Die kirchenrechtlichen Befugnisse der erwachsenen Gemeindeglieder sind von der Konfirmation unabhängig und werden durch den persönlichen, mit Bekenntnis und Gelübde verbundenen Eintritt in die thätige Gemeinde bei vorhandner Bewährung im gottesdienstlichen Leben erworben.

Beelitz spricht sich in der Frage eines öffentlichen Bekenntnis- und Gelübdeaktes zurückhaltender aus. Zwar will auch er, daß das Abendmahl völlig in die Freiwilligkeit gestellt, darum auch von der Konfirmation zeitlich getrennt werde durch einen längeren oder kürzeren Zeitraum. Das Bekenntnis und Gelübde will er dann mit der ersten Anmeldung zum heiligen Abendmahl verbinden; in schlichtester Weise kann nach ihm diese Verbindung geschehen im persönlichen, privaten Zusammensein des Predigers mit dem Abendmahlsbewerber. Doch hält

*) „Donatismus“ ist das Streben eine aus lauter wahrhaften Christen bestehende Kirchengemeinschaft abzugrenzen und nach außen kenntlich zu machen. D H

er ein feierliches, öffentliches Bekenntnis vor der Gemeinde für gut, wo die kirchliche Sitte stark genug ist, eine besondere Form dafür herauszubilden; nur dazu, es zu fordern, findet er sich durch keinen biblischen Grund berechtigt. Das Patenrecht will auch er an die Bedingung des Abendmahlsbesuchs gebunden wissen; über andere kirchenrechtliche Befugnisse, besonders über das aktive und passive Wahlrecht, spricht er sich nicht aus.

Ich kann dem Gedanken eines öffentlichen Bekenntnis- und Gelübdeaktes, vollends eines solchen, an den kirchenrechtliche Befugnisse geknüpft werden, nicht mit so mildem Urteil begegnen; ich habe die stärksten Bedenken gegen ihn.

Fürs erste darf man sich die Konsequenzen nicht verhüllen, zu denen dieser Vorschlag führt. Zwar konnte Wichern mit Grund sagen, daß ihm selbst donatistische Vorstellungen dabei fern liegen; denn daß etwa jene Gemeinde der Abendmahlsberechtigten durch die Bedingung des Bekenntnis- und Gelübdeaktes vor unlautern oder unwürdigen Elementen geschützt werden könnte, wird Niemand, der die Welt kennt, erwarten. Ob aber nicht in praxi sich solche donatistische Einbildungen doch einschleichen würden? So, wie die Menschen nun einmal sind, läge es den Gliedern der Abendmahlsgemeinde nur allzu nahe, auf den weiteren Kreis als auf die Welt- und Heuchelkirche herabzusehen und sich selbst als die wahre Kirche ihr gegenüberzustellen. Und selbst wenn man dieser donatistischen Gefahr zu steuern vermöchte, so ließe sich doch jedenfalls das Hinübergleiten in die freikirchliche Bahn in keiner Weise vermeiden. Man ist schon auf ihr, wenn man die kirchenrechtlichen Befugnisse der Erwachsenen, also auch das aktive Wahlrecht, nur auf die Gemeinde der freiwilligen Confessi und Abendmahlsberechtigten überträgt, den übrigen Konfirmierten aber die thätige Teilnahme am kirchlichen Leben versagt. Dazu will es wenig stimmen, wenn man die Mitwirkung, die sie durch Zahlen der Kirchensteuer, indirekt auch durch das Zahlen der Staatssteuer leisten, sich gerne gefallen läßt. Man wird kaum bezweifeln dürfen, daß jeder Versuch, die Kirchenverfassung nach den Vorschlägen Stoeckers zu ändern, einen Sturm in unsern Parlamenten, die nun einmal bei derartigen Aenderungen der Kirchenverfassung mitzureden haben, entfesseln und uns der Alternative „Volkskirche oder Freikirche“ gegenüberstellen würde. Es mag sein, daß wir durch „große, gewaltige, durchgreifende, zum voraus unberechenbare politische Ereignisse“, auf deren Möglichkeit Wichern (S. 1193) hindeutet, einmal in diese Frage hineingeführt werden, und wir thun gut, uns für solche Fälle zum voraus zu rüsten. Aber diese Entscheidungen selbst mit Gewalt herbeizuziehen, das schiene mir unter den heutigen Umständen verwegen, ja frevelhaft.

Fürs zweite würde man durch die Forderung des feierlichen Bekenntnis- und Gelübdeaktes Manchem den Weg zum Abendmahl verzäunen. Wie oft tritt der Fall ein, daß solche, die in ihrer Jugendzeit dem christlichen Glauben und Gemeinschaftsleben entfremdet waren, sich ihm später wieder annähern! Wird ein Solcher sich so leicht entschließen, dann noch einem öffentlichen Gemeindeakt (auch einer Begutachtung durch den Gemeindekirchenrat) sich zu unterziehen? Man dürfte eine Scheu davor nicht kurzweg als Menschenfurcht brandmarken; es kann auch ein sehr berechtigtes Zartgefühl dabei mitsprechen. Oder man denke an einen Kranken, dem die Kindheitserinnerungen mächtig aufwachen und der das Abendmahl begehrt, während er früher nie das öffentliche Bekenntnis und Gelübde auf sich nehmen mochte! Soll man einem Solchen das Abendmahl verweigern? oder soll der Pfarrer für ihn erst offiziellen Dispens beim Gemeindekirchenrat einholen? Ich meine, wir haben alle Ursache, das Abendmahl nicht in eine neue „babylonische Gefangenschaft“ zu legen. Schon die Vorstellungen, durch die Rudolf Haym sich von ihm hat abschrecken lassen, sind eine böse Mauer um das Sakrament her. Für Manchen ist sogar schon die Forderung einer besonderen Anmeldung beim Geistlichen ein Zaun, über den er schwer hinweg kommt. Will man auch noch den öffentlichen Bekenntnis- und Gelübdeakt als Graben um das Abendmahl legen?

Zum dritten aber hat es mir überhaupt etwas Abstoßendes, an die Abendmahlsteilnahme gewisse äußere kirchliche Rechte zu knüpfen. Das Abendmahl will uns in der Gemeinschaft mit Jesu Christo, unserm lebendigen Herrn, stärken und befestigen; sonst Nichts! Will man fremde Motive entfesseln durch Hinweisung auf gewisse Rechte, die an die Zugehörigkeit zur Abendmahlsgemeinde gebunden sind? Das verstößt gegen die Reinhaltung dieser Feier! Zudem bezweifle ich, ob gerade durch diese Bindung der kirchenrechtlichen Befugnisse den Interessen des kirchlichen Lebens in besonderem Maß gedient wäre. Es ist ja gewiß berechtigt, wenn man von dem, der in die kirchlichen Körperschaften gewählt werden und an der Fürsorge für das kirchliche Leben teilnehmen soll, es verlangt, daß er auch vorher schon an diesem nach seinen verschiedenen Seiten hin sich beteiligt hat. Wenn ein Mann wie Rudolf Haym, der über seine Stellung zum Abendmahl uns das mitgeteilte Geständnis abgelegt hat, im Jahr 1874 in Halle a. S. in den Gemeindekirchenrat von St. Laurentii gewählt wurde, so war dies ein ungewöhnlicher und absonderlicher Fall, da sich Haym vorher am kirchlichen Leben so gut wie gar nicht beteiligt hatte. Man wird daraus keinerlei Regel machen dürfen, obwohl der alte Pfarrer Heinrich Hoffmann mit der von ihm erworbenen Altersweisheit und -Milde der Aufnahme Hayms auf die Wahlliste schließlich zustimmte, nachdem er sich von Haym selbst über dessen religiösen Standpunkt hatte Aufschluß geben lassen, und obwohl Haym der kirchlichen Körperschaft viele Jahre mit Ehren angehört hat. (Man vergleiche dazu den schlichten Bericht Hoffmanns selbst in der Schrift: „Aus dem Tagebuch des D. Heinrich Hoffmann“ von M. Hart. Halle a. S. 1900.) Ich habe deshalb auch nicht das Mindeste dagegen, wenn unsere Kirchengemeinde- und Synodalordnung, und zwar in möglichst milder Form, bestimmt: „Wählbar sind .... alle Wahlberechtigten, sofern sie nicht durch beharrliche Fernhaltung vom öffentlichen Gottesdienst und von der Teilnahme an den Sakramenten ihre kirchliche Gemeinschaft zu bethätigen aufgehört haben“, und wenn sie auch das aktive Wahlrecht denen entzieht, die Aergernis geben und besondere kirchliche Pflichten verletzen. Aber die eigentliche positive Befähigung für ein Gemeindeamt ist ja doch mit der Beteiligung am Gottesdienst und Abendmahl noch nicht gegeben, sondern erst damit, daß sich einer an den praktischen Aufgaben und Arbeiten des kirchlichen Lebens beteiligt hat. Je mehr auf dem Boden der Kirche solche praktische Aufgaben und Thätigkeiten sich ausbilden und christliche Persönlichkeiten dafür nötig werden, desto leichter wird es, die für die kirchlichen Aemter geeigneten Männer zu erkennen, desto natürlicher macht es sich ganz von selbst so, daß diese schon bewährten Arbeitskräfte berufen werden, desto weniger wird es nötig sein, durch einen öffentlichen Bekenntnis- und Gelübdeakt den feierlichen Eintritt in die Abendmahlsgemeinde als Mindestmaß der geforderten Kirchlichkeit zu fixieren.

Der Oeffentlichkeit eines derartigen Aktes vermag ich also in keiner Weise zuzustimmen. Höchstens kann man, wie Beelitz das thut, einen privaten Akt dieser Art vor dem Geistlichen in Betracht ziehen. Man müßte nur sehr sorgfältig darüber wachen, daß das freiwillige Bekenntnis und Gelübde ja nicht dogmatisch, sondern wirklich religiös-sittlich und durchaus praktisch gestaltet werde; also etwa im Sinne von Fragen wie: „Hast du das herzliche Vertrauen zu Jesu Christo, daß du bei ihm Wahrheit, Leben und Frieden finden kannst, so antworte in betendem Bekenntnis vor Gottes Angesicht: Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben! Hast du den redlichen Willen, nach Gottes Gebot zu leben und Jesu Fußstapfen nachzufolgen, so antworte: Ja, mit Gottes Hilfe! Willst du dich zu unserer evangelischen Kirche halten, ihre Gnadenmittel treulich gebrauchen und bei ihren Werken an deinem Teil mithelfen, so antworte: Ja, ich will!“ — Aber ich hätte doch auch dagegen meine Bedenken, daß man diesen privaten Akt obligatorisch zu machen versuchte. Würde man nicht auch dadurch, wenigstens so lange die landeskirchliche Sitte noch mächtig ist, manchem innerlich noch Unreifen das Bekenntnis und Gelübde nur ablocken, auch wenn man es ins sechzehnte oder achtzehnte Jahr hinaufrückte? würde man nicht auch dadurch schon in das freikirchliche Fahrwasser einlenken? Wäre es angezeigt, auch Erwachsenen noch dies private Bekenntnis und Gelübde als Be-

dingung der Abendmahlszulassung aufzuerlegen? hieße nicht auch dies, das Abendmahl den Leuten versperren? und ist der freiwillige Entschluß, zum Abendmahl zu kommen, und die Teilnahme an ihm, nicht schon selbst Bekenntnis genug (vgl. 1. Kor. 11, 26)? Und ließe sich in Städten ohne starke Erschwerung der Abendmahlsteilnahme die Kontrolle darüber durchführen, daß nur, wer eine Bescheinigung über den privaten Bekenntnis- und Gelübdeakt aufzuweisen hat, zum Abendmahlstische tritt? — Daher möchte ich lieber den andern Stimmen Recht geben, die sich dahin aussprechen: Mit der vom Bekenntnis und Treugelübde befreiten Konfirmation werden die Kinder „in die Zahl der mündigen, d. h. der vom Zwang entbundenen, freiwilligen Hörer und Schüler der Lehre Christi" aufgenommen (so Pfarrer Wolferts in der „Monatsschrift für die kirchliche Praxis" 1902, S. 139). In ihre Freiwilligkeit ist auch die Teilnahme am Abendmahl zu stellen; und das ist ihnen so deutlich als nur möglich zu erklären. Aber dem Konfirmierten, der sich freiwillig zum Abendmahl meldet, ist ohne Auferlegung weiterer Bedingungen die Teilnahme am Abendmahl zu gewähren. — Man könnte dann höchstens noch fragen, ob man nicht durch die Forderung eines kürzeren oder längeren Zwischenraumes zwischen Konfirmation und Abendmahl die Freiwilligkeit noch schärfer markieren und die Macht der Sitte brechen sollte. Manche fordern das. Aber wenn man das Abendmahl nicht abergläubisch, sondern richtig versteht als das in der Handlung uns vorgelegte Evangelium von dem Gekreuzigten, in dem er selbst sich uns als Nahrung unsers innern Lebens darbietet, sehe ich keinen dringenden Grund zu einer größeren zeitlichen Trennung; und andrerseits sprechen viele Gründe gegen sie. Ich meine, es genügt, wenn der Geistliche bei der Konfirmationsfeier deutlich erklärt: Ihr seid nun freiwillige, darum auch selbst verantwortliche Glieder der Kirche; in eure Freiwilligkeit ist es nun auch gestellt, ob ihr euch zur Teilnahme am Abendmahl melden wollt, seis für seine nächste Feier in der Gemeinde oder für eine spätere. Das nächste Abendmahl wird gehalten an dem und dem Sonntag! — So würde auch den Gemeinden, welche an der bisherigen Ordnung hängen, keinerlei Gewalt angethan; und doch würde der Forderung Stoeckers genügt, „unerbittlich zu beseitigen, was sich mit der Wahrhaftigkeit nicht verträgt."

4. Pia desideria

Die Befriedigung dieses Verlangens mache man völlig unabhängig von der Erfüllung eines andern Wunsches, den Viele, auch Beelitz, hegen, nämlich daß das Konfirmationsalter auf das vollendete fünfzehnte oder sechszehnte Jahr festgesetzt werde. Ein kirchengesetzliches Statut in dieser Richtung ist völlig unmöglich, solange die Schulpflicht mit dem vierzehnten Jahr aufhört und solange die sozialen Verhältnisse bei uns sind, wie sie sind. Forderungen dieser Art sind also nur „fromme Wünsche" in des Wortes übler Bedeutung. Dagegen bleibt es dem einzelnen Geistlichen unbenommen, daß er an die Freiwilligkeit der Eltern appelliert und diese zu einer Hinausschiebung des Konfirmationstermins zu bestimmen sucht. In den sozial höher stehenden Kreisen hat dieser Appell zum Teil noch Aussicht auf Erfolg. Doch kann ich die Hinausschiebung nicht einmal in allen Fällen für wünschenswert halten: es giebt Kinder, bei denen das vierzehnte Jahr eine bessere Konfirmationszeit ist als das fünfzehnte oder sechszehnte. — Von andern Wünschen, die Beelitz ausspricht, scheint mir vor allem einer dringend: daß strenge eine Höchstzahl in den Konfirmandenabteilungen innegehalten werde. Es ist unglaublich, daß auch manche Pfarrer diesem einleuchtenden Desiderium einen zähen Widerstand entgegensetzen.

Vor allem aber erheben sich uns immer wieder zwei Forderungen, ohne deren Erfüllung alle Neuordnung der Konfirmation umsonst ist! Die eine lautet: guter Konfirmandenunterricht! Gewiß, es ist großes Unrecht, dem schlechten Konfirmandenunterricht alle Schuld an den heutigen Mißständen aufzubürden. Aber was er schaden kann, das hat uns das Beispiel von Haym wieder eingeprägt. Wir haben auch die gegenteilige Probe davon, welche Bedeutung fürs ganze Leben ein guter, eindringlicher Konfirmandenunterricht gewinnen kann. Und nur mit höchster Freude kann man es begrüßen, daß die Frage des rechten Konfirmandenunterrichts jetzt mit größter Lebhaftigkeit in den Kreisen unserer Geistlichen besprochen wird.

Die zweite Forderung ist: rührige Fürsorge für unsere konfirmierte Jugend! Je mehr wir betonen, daß sie mit der Konfirmation in den Stand der Freiwilligkeit eintritt, desto mehr ist es Pflicht, um unsere Jugend zu werben. Dieses Werben muß zwar zusammenwirken mit der rechtlich-sittlichen Zucht, zu der Obrigkeit, Eltern, Lehrherrn 2c. unserer Jugend gegenüber berufen sind, aber es läßt sich nicht durch die Thätigkeit dieser Faktoren, auch nicht durch obligatorischen Religionsunterricht in der Fortbildungsschule oder dergleichen, ersetzen. Pfarrer Schlosser in Gießen zitiert am Schluß eines trefflichen Vortrags über „die Fürsorge der Kirche für die konfirmierte Jugend" (Leipzig, Grunow 1892) das Wort eines Amtsbruders: „Wehe den Verzagten, sie glauben nicht und sie arbeiten nicht!" Ja, glauben und arbeiten, nicht verzagen!

Max Reischle

Mehr Missionskenntnis, ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit

So oft in den letzten Jahren die öffentliche Meinung sich mit der Mission beschäftigt hat, und diese zum Gegenstand der Diskussion in der Tagespresse geworden ist, hat sich zweierlei gezeigt: einerseits wie viel mehr als früher man sie heutzutage beachtet und in Zustimmung oder Gegensatz sie als eine Macht auf kulturellem und besonders kolonialem Gebiete würdigt, andererseits wie gering doch die wirkliche Kenntnis ihrer Beweggründe, Arbeiten, Ziele und Erfolge ist — nicht nur im großen Publikum, sondern auch bei denen, die sich als Sachkenner geben und über sie im Guten oder Bösen reden und urteilen. Selbst denen, die ohne gerade Fachleute zu sein doch von amtswegen berufen erscheinen, als ihre Sachwalter aufzutreten, — selbst den Pastoren in ihrer großen Mehrzahl fehlt es oft genug an der elementarsten Kenntnis ihrer Geschichte, Arbeitsmethode, ihrer Missionsfelder und dem Stand der Arbeit darauf, geschweige denn am klaren Verständnis für die besonderen missionarischen Fragen und Probleme. Man kann erleben, daß sie nicht einmal mit den Arbeiten der Missionsgesellschaft vertraut sind, für die sie in ihren Gemeinden sammeln. Wie ist das bei der durch die Angriffe des Herrn von Brandt hervorgerufenen Debatte über die Schuld der evangelischen Mission an den chinesischen Wirren zu Tage getreten! Wie wenige Pastoren haben in derselben das Wort zu ergreifen gewagt und vermocht! Und der Direktor einer der Missionsgesellschaften, die unter den Drangsalen des südafrikanischen Krieges schwer gelitten haben, sagte mir vor wenig Tagen, es sei fast unglaublich, was für schiefe Ansichten und Urteile er fast täglich zu hören bekomme über die voraussichtlichen Folgen des Krieges, über die Lage der Mission und ihre Aufgaben nach dem Friedensschlusse.

Darum, je erfreulicher es ist, daß die Heidenmission in der öffentlichen Meinung nicht mehr als Winkelsache angesehen wird und werden kann, über die man mit einem mitleidigen Achselzucken zur Tagesordnung übergeht, desto dringender not ists, daß sich vorab Pastoren, Kandidaten und Theologiestudierende, nicht minder aber auch kirchlich interessierte sogenannte Laien eine einigermaßen gründliche und zur Vertretung der Missionssache auch in der Oeffentlichkeit ausreichende Missionskenntnis verschaffen.

Wie macht man das?

Darüber giebt ein Buch Auskunft, für das jeder Missionsfreund dem Verfasser zu höchstem Danke sich verpflichtet fühlen wird, sobald er sich darein vertieft. Sein Titel: Einführung in die evangelische Missionskunde im Anschluß an die Basler Mission von Professor D. W. Bornemann (Tübingen, J. C. B. Mohr 1902. 6, geb. 7 Mk.) verrät längst nicht seinen reichen Inhalt.

Nach einem einleitenden Abschnitt über Wesen und gegenwärtigen Stand der Missionswissenschaft, der sich schon durch Wärme für die Sache und klare objektive Beurteilung der Missionslitteratur auszeichnet, gliedert Bornemann die evangelische Missionswissenschaft als ein notwendiges Glied in den Zusammenhang der gesamten Theologie ein und zwar als eine selbständige theologische Disziplin neben der praktischen Theologie. Er fordert, daß sie in der Ordnung der theologischen Fakultät und des theologischen Studiums in geeigneter Weise vertreten sei, und begründet dies mit dem hohen Wert und der wesentlichen Bedeutung, welche die Mission für das Leben der christlichen Gemeinde hat. Darum dürfe sie bei der Vorbereitung auf das Pfarramt, das doch für die Gemeinde da sei, nicht vernachlässigt werden. Ich kann mir nicht versagen, seine überaus treffenden Worte darüber ausführlich mitzuteilen:

Soll nun der Pfarrer ein so wichtiges Gebiet ignorieren, unbebaut und unverwertet lassen? Oder soll er sich darauf beschränken, hie und da mit allgemeinen Wendungen und einigen Missionsanekdoten der Mission den Zoll eines verständnislosen, unklaren, lauen Wohlwollens zu entrichten? — Die Tage sind vorüber, in denen er das konnte, ohne sich selbst und seiner Wirksamkeit zu schaden. Wenn er amtlich den Universalismus des Heils verkündet, aber die Angriffe auf die Mission in der Presse und im Verkehr nur mit einem lahmen verlegenen Protest ohne Sachkenntnis zu beantworten weiß; wenn er unter den Verhältnissen der Gegenwart über die Kultur und Religion der heidnischen Völker, denen das öffentliche Interesse zugewandt ist, sich nicht genügend unterrichtet zeigt; wenn er bei den Verdächtigungen gegen die Mission keine Kenntnis hat von den thatsächlichen Leistungen, den verschiedenen Methoden, den mannigfaltigen Problemen, die auf diesem Gebiete vorliegen; wenn er z. B. von der Verschiedenartigkeit der römischen, methodistischen und deutsch-evangelischen Missionsmethode, von der verschiedenen Lebensweise römischer, anglikanisch-amerikanischer und deutscher Missionare Nichts weiß; so wird er thätsächlich nicht bloß die Sache der Mission, sondern auch die Sache des evangelischen Christentums kompromittieren. Was die Schuld seiner mangelhaften Sachkenntnis ist, wird man verwerten, um die Nutzlosigkeit und Verwerflichkeit der Mission, die Relativität aller Religionen und zuletzt auch die Ueberflüssigkeit des Christentums zu behaupten. Denn was für die heidnischen Lande richtig ist, muß doch auch für Europa mit seiner hohen Kultur und Humanität gelten, und man hat längst angefangen daraus die praktischen Konsequenzen zu ziehen, indem man sich immer mehr dem christlichen Gemeindeleben entzieht.

Aber nicht nur zu eifrigerem Studium der Missionswissenschaft aufrufen will der Verfasser, sondern in die evangelische Missionskunde einführen. Darum giebt er im nächsten Abschnitt praktische Winke dafür. Er rät mit einem ganz kurzen orientierenden Büchlein zu beginnen, das eine allgemeine Ueberſicht über Stand und Wesen der evangelischen Mission giebt, dann aber das Gebiet einer einzelnen bestimmten Missionsgesellschaft gründlich zu studieren und zusammenhängend kennen zu lernen, um von einem solchen abgegrenzten Einzelgebiet aus auch andere Gebiete mit größerem Verständnis und sachkundigerem Urteil sich geistig zu erobern, so Schritt vor Schritt zu einer immer umfassenderen Kenntnis der Missionsgeschichte und der Missionsarbeit in der Gegenwart und endlich zu voller Ueberschau und klarem Verständnis des gesamten Missionswerkes mit seinen mannigfaltigen Problemen zu gelangen.

Dieser Weg zu einem fruchtbaren Studium der Mission ist wohl auch schon von anderer Seite empfohlen, aber noch nie durch Fingerzeige im Einzelnen und reichliche Litteraturangaben so gangbar gemacht worden wie hier. Vollends neu, originell und höchst dankenswert ist es, daß Bornemann für das Studium eines Einzelgebietes im Hauptteil seines Buches nun ein Paradigma giebt, indem er da die Basler Mission in Vergangenheit und Gegenwart auf ihren Missionsfeldern und in ihrer Entwicklung und Organisation in der Heimat und vor allem — „da doch die entscheidende Kraft und das letzte Geheimnis auf dem Gebiete der Religion und der Mission allein in den Persönlichkeiten liegt“ — in den Lebensbildern einer Anzahl von Männern darstellt, die als Leiter des Komités, als Missionsinspektoren, als hervorragende Missionare für ihren Charakter und ihre Entwicklung bestimmend gewesen sind, — immer und Alles unter dem Gesichtspunkt einer methodischen Anleitung zu eingehendem Studium ihrer Geschichte. Dabei zeigt er aus welchen Büchern und Schriften, in welcher Reihenfolge eine Kenntnis derselben gewonnen werden kann, charakterisiert, beurteilt dieselben klar und knapp und zieht aus den missionsgeschichtlichen Ereignissen und Erfahrungen stets die Lehren und missionsmethodischen Grundsätze, die sich daraus ergeben und die einmal erfaßt auch die Verhältnisse auf andern Missionsgebieten richtig verstehen und beurteilen helfen. Diese konkrete Anleitung aber, beim Studium eines Einzelgebietes sich nicht in Einzelheiten zu verlieren, vielmehr es zur Herausarbeitung und Aneignung allgemeingültiger Sätze über Missionstheorie und -Praxis auszubeuten, ohne doch dabei in haltlose Verallgemeinerungen zu verfallen, ist überaus wertvoll. Das ist in der That der Weg zur Erlangung wirklicher Missionskunde und eines darein gegründeten sachlichen Urteils.

Durch diese Darstellung der Basler Mission wird Bornemanns Buch eine höchst fesselnde Lektüre. Denn mit klarem Verständnis weiß er bei dem orientierenden Rundgang über die vier Arbeitsfelder der Basler Mission das Charakteristische eines jeden hervorzuheben und zu zeigen, welch verschiedene Probleme und Aufgaben Gebiete wie die Goldküste und Kamerun einerseits, Länder mit einer alten Kultur wie Indien und China andererseits der Missionsleitung und den Missionsarbeitern stellen. Fortwährend stößt man auf feine Beobachtungen und treffende Urteile. Vollends die Charakterbilder eines Spittler, eines Christ, eines Josenhans, eines Hebich sind biographische Kabinettstücke, heben überall wirklich das die Persönlichkeiten Charakterisierende hervor und fesseln um so mehr, als sie immer nach dem Gesichtspunkt orientiert sind, aus dem Wirken und Erleben dieser Männer grundlegende missionarische Wahrheiten zu gewinnen.

Eine ihnen angefügte Studie über das persönliche Christentum der bekehrten Heiden zeichnet sich durch allseitige Erfassung des Problems, Umsicht und Nüchternheit des Urteils aus und ist sehr geeignet, das weitverbreitete Vorurteil, als sei das unter den Heiden gepflanzte Christentum doch sehr minderwertig, zu zerstreuen und der Sache der Mission neue Freunde zu werben.

Alles in Allem: Es ist eine köstliche Gabe, die der Verfasser, dem man Seite um Seite seine warme Begeisterung für die Mission abfühlt, uns mit diesem Buche gemacht hat. Möge es den Weg in recht viele Hände von Gebildeten aller Stände finden und das Werk ausrichten, zu dem es bestimmt ist: zu ernstem, eingehenden Studium der großen Sache der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden anzureizen und anzuleiten. Denn: mehr Missionskenntnis ist wirklich ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit. Johannes Thieme

---

Zu dem Falle Horst

Dem Herausgeber der Christlichen Welt sind Viele dankbar für den Artikel über die Strafversetzung des Pfarrers Horst, für den Inhalt und für die Form. Nach der Entwicklung, welche die Gemeinschaftsbewegung in den letzten Jahren genommen hat, wird der Fall vielleicht nicht der einzige seiner Art bleiben und darum erweckt er trotz mancher einzigartiger Verhältnisse und persönlicher Züge die Teilnahme Aller, die die Stellung der Gemeinschaftsbewegung im kirchlichen Leben der Gegenwart beachten, und reizt zum Nachdenken über die hier vorliegenden Probleme an.

Man kann einen verschiedenen Standpunkt wählen, von dem man die Fragen zu beantworten sucht. Man kann von der Seite der Gemeinschaftsbewegung, des Pfarrers, des Konsistoriums — und der Gemeinde ausgehen.

D. Rade hat sich im Wesentlichen auf die Seite des Pfarrers gestellt und ist mit warmen Worten für das Recht der Anschauungen und der Handlungsweise des Pfarrers eingetreten, obwohl er erstere überhaupt nicht teilt und letztere nur bedingungsweise anerkennt. Nach umsichtiger Erwägung aller ihm bekannt gewordenen Umstände hat er sich von der rechtlichen und pastoralen Schuldlosigkeit des Pfarrers überzeugt und erklärt das Urteil des Konsistoriums für unberechtigt:

Pfarrer Horst konnte von Rechts wegen weder strafversetzt werden, noch darf er aus dem Dienst der Landeskirche entfernt werden. — Unsere Landeskirchen ertragen mancherlei Pfarrer, sie müssen auch einen ertragen, der im Geist der neueren Gemeinschaftsbewegung Gottes Wort predigt.

Diesen Worten stimme ich unbedingt zu, aber sie scheinen mir nicht den Kern der vorliegenden Frage zu enthalten. Ob die hessische Landeskirche einen „Gemeinschaftspfarrer“ in sich dulden darf oder nicht, darum handelt es sich hier in letzter Hinsicht überhaupt nicht.

Gewiß soll sie das. Und gerade die Christliche Welt hat die Pflicht, das Recht verschiedener theologischer und religiöser Ansichten und pastoraler Wirkungsweisen in der Landeskirche zu verteidigen. Aber hier kommt doch vor allem die Einzelgemeinde in Betracht. Muß sie auch einen solchen Pfarrer behalten und ertragen, dessen Ansichten und Methode sie nicht zu verstehen und zu würdigen vermag? Liegt es nicht im Interesse der Gemeinde und nicht weniger in dem des Pfarrers, daß dieser auch ohne eigene Schuld und ohne daß seine Versetzung eine Strafe ist, weder eine juristische noch eine pastorale, in eine andere Gemeinde übergeht? Und wenn der Pfarrer von der Notwendigkeit einer solchen Versetzung sich nicht überzeugen läßt — wie denn Pfarrer Horst seine anfängliche Bereitwilligkeit aus Gewissensbedenken zurückgenommen hat — was bleibt dem Konsistorium zu thun übrig, einer Oberkirchenbehörde, die doch nicht bloß das Recht des Pfarrers, sondern auch das der Einzelgemeinde und ihr Wohl zu wahren und zu fördern hat? Rade sagt, daß jene Zurücknahme des Zugeständnisses für das Vorgehen und das Urteil des Konsistoriums schwer ins Gewicht gefallen sei, daß es aber für die prinzipielle Seite des Falles Nichts austrage.

Im Gegenteil! Hier liegt für mich der Schwerpunkt der ganzen Sache. Das ganze Disziplinarverfahren und das Urteil des Konsistoriums wäre ohne jenen Entschluß des Pfarrers, in der Gemeinde zu bleiben, wohl überhaupt nicht nötig gewesen. Ich freue mich, wenn Horst den Rat, auch jetzt noch das Urteil seines Konsistoriums anzunehmen und sich in eine andere Gemeinde versetzen zu lassen, befolgt, aber ich fürchte, daß einer, der eine gütlich gegebene Aufforderung seiner Kirchenbehörde nicht beachtet, dann erst recht nicht folgen wird, wenn er mit dem Bewußtsein der Schuldlosigkeit verurteilt ist.

Sobald wir den Fall aber in dieser Weise ansehen, so kommt die Gemeinschaftsbewegung, ihr Recht und ihre Schranken, gar nicht mehr in Betracht. Wir kommen vielmehr zu einer ganz allgemeinen Frage, die sich schon oft wiederholt hat und die bei dem Zusammenwirken von Gemeinde, Pfarrer und Konsistorium immer wieder in unserer evangelischen Kirche auftauchen wird, nämlich zu der Frage: welcher Weg ist einzuschlagen, wenn ein Pfarrer ohne persönliche Schuld in Lehre und Wandel doch nicht mehr im Stande ist, seiner Gemeinde mit Erfolg zu dienen und wenn er aus irgend welchen Gründen sich nicht freiwillig versetzen lassen will? Auf wen soll dann Rücksicht genommen werden, auf den Pfarrer oder auf die Gemeinde?

Wenden wir uns zu dem besonderen Fall und stellen zuerst eine Vorfrage.

Waren die Verhältnisse in jenem Augenblick, da Pfarrer Horst eine freiwillige Versetzung ablehnte, der Art, daß die Kirchenbehörde annehmen durfte, es werde sich vielleicht noch das normale Verhältnis der Gemeinde zu ihrem Pfarrer bilden, das die Bedingung einer segensreichen Amtsführung ist?

Wenn noch irgend eine sichere Hoffnung vorhanden war, daß jener größere Teil der Gemeinde, der sich gegen die Wirksamkeit des Pfarrers ablehnend verhält, Vertrauen zu seiner Art gewinnen würde, so war das Verfahren des Konsistoriums, den Pfarrer durch Strafversetzung zu entfernen, unnötig und falsch.

Wie aber nun, wenn das Verhältnis des Pfarrers zu seiner Gemeinde so gespannt war, daß die kirchliche Behörde jede derartige Hoffnung auf einen Umschwung zum Besseren aufgeben mußte? Da mag man den Pfarrer noch so sehr in Schutz nehmen, auch gegen die Mehrheit der Gemeinde und gegen den Patron; man mag ihm das Zeugnis ausstellen, daß er als treuer Diener des Evangeliums seines Amtes gewartet hat, wenn auch mit eigentümlichen religiösen Ansichten und mit einem nicht immer taktvollen und wohlüberlegten Benehmen; man mag sogar seine Weigerung des Verzichtes auf seine Stelle noch verstehen — und man wird trotz alledem sich der Einsicht nicht verschließen können, daß er in eine andere Gemeinde übersiedeln muß, daß die Rücksicht auf den Zweck des geistlichen Amtes in einer Gemeinde, die Rücksicht auf das Ziel der Kirche eine solche Trennung verlangt.

Es ist nicht nötig, daß sein Nachfolger die Ansichten der Majorität vertritt, er kann von denselben Grundvoraussetzungen ausgehn, wie sein Vorgänger: nur eben jener Pfarrer als Persönlichkeit ist dort unmöglich.

Nach der Darstellung Rades scheint mir die Sache in dem Falle Horst in der That so zu liegen. Und wenn nun die Kirchenbehörde mit Geduld und Langmut zu vermitteln gesucht hat, wenn sie die feste Ueberzeugung gewonnen hat, es geht mit dem Pfarrer trotz seiner persönlichen Schuldlosigkeit nicht mehr — ja, was ist denn da zu thun? Die Kirchenbehörde, der die Sorge für das Wohl der Gemeinde, nicht bloß des Pfarrers anvertraut ist — welchen Weg kann sie einschlagen, um der Gemeinde den Frieden durch die Anstellung eines anderen Seelsorgers zu geben, wenn der bisherige Pfarrer nicht fortgehen will? Und wenn sie weiter glaubt, daß etwa die zeitweilige Verwaltung des Amtes durch einen Vikar neben dem Pfarrer Nichts erreichen wird?

Man denke sich nur in die Lage des Konsistoriums! Wenn die Möglichkeit vorliegt, daß eine genaue Untersuchung der Amtsthätigkeit ein Delikt des Pfarrers herausstellt, das eine gesetzliche Grundlage zum Einschreiten der Behörde gewährt, so wird sie zum Disziplinarverfahren greifen. Und wenn nun dieses keine direkte Schuld ergiebt, keine so bedeutende Fehler und Mängel, daß die Versetzung als Strafe ausgesprochen werden kann — D. Rade ist dieser Ansicht bei dem Fall Horst — was dann? Wo ist die Lösung des Konfliktes?

In einem solchen Fall steht nach meiner Ansicht das Recht der Gemeinde über dem des Pfarrers, und das Konsistorium hat die Pflicht, einen solchen Pfarrer zu versetzen, einerlei auf welchem Rechtswege.

Nehmen wir an, es hätte hierüber nicht das Konsistorium, sondern ein Kollegium der Pfarrer selbst zu entscheiden, die Amtsbrüder hätten über ihren Kollegen und sein Verhältnis zur Gemeinde zu urteilen — was würden sie thun?

Johannes Bauer

Dichtungen über Christus und Christen

Nicht nur in Predigt und Lehre wird das Christentum verstanden und erklärt, auch die Dichtung giebt dazu ihren Beitrag. Wo die Dichtung eigenes inneres Erlebnis wiedergiebt, zeugt sie nicht nur von der Wirkung christlicher Gedanken und Thatsachen, sondern läßt uns auch tief in die Seelen heutiger Menschen schauen. Das gilt gemeinsam von den folgenden Dichtungen in epischer und in dramatischer Form, von denen keine ein bloßes Machwerk ist; jede bringt, wenn nicht als Ganzes, so doch in Teilen, ein Stück inneren Erlebens zum Ausdruck.

Das alte Wort, daß Jesus wiederkommt, um noch einmal gekreuzigt zu werden, giebt den Ton an für Wickströms Werk „Was Jesus in Oestersund erlebte“ (Uebersetzung aus dem Schwedischen von F. von Känel. Berlin, Ernst Hofmann und Co. 1902. 141 S. 1,80 Mk.). Den Sinn, in dem Jesu Predigt wiedergegeben ist, bekunden folgende Worte:

> . . . wenn ihr meine Worte recht verstehen wollt, so müßt ihr sie in neue Formen umgießen. Tauscht sie gegen das aus, was die Kinder der Zeit sehen und hören, und entfernt alles Fremde daraus . . .
>
> Nun ringen alle die Hände über die Gemeinheiten im Lande der Heiden, da sie doch blutige Thränen über die Erbärmlichkeiten im eigenen Lande weinen sollten.

Jesus kommt wieder, lebt und lehrt in Oestersund in Nordschweden, predigt sein Evangelium, findet Glauben und noch mehr Haß, besonders von den Reichen, Pastoren und Behörden, und stirbt schließlich noch einmal den Opfertod. Sein Leben verläuft im Wesentlichen wie damals: noch einmal erwählt er zwölf Jünger, noch einmal feiert er das Osterfest, noch einmal wird er verraten. Aber Alles ist in heutiges Gewand gekleidet: neben den zwölf Jüngern werden zwölf Jüngerinnen auserwählt; im Guttemplerhause bei elektrischem Licht beraten die modernen Pharisäer und Sadduzäer: Pastoren und Freireligiöse, und vor der Nacht des Verrates rät Petrus, den Nachtzug nach Drontheim zu benutzen, um nach dem freien Amerika zu entfliehen. Jesu Predigt ist dementsprechend in heutige Ausdrücke umgesetzt. Viele wesentliche Bestandteile des synoptischen Evangeliums treten hier in neuer Anordnung und Form auf. Manches gewinnt dadurch eine einfache und wirkungsvolle Erklärung. Ob das „Wesen des Christentums" in dieser modernen Predigt Jesu steckt, wird verschieden beantwortet werden. Die Auffassung erinnert zum Teil an die Baumanns in seiner Schrift „Wie Christus urteilen und handeln würde, wenn er heutzutage unter uns lebte" (Stuttgart, F. Frommann 1896. 88 S. 1,40 Mk.) Widersprechen wird man der Auffassung Wickströms im Einzelnen vielfach. Selbständiger und kühner noch ist der Verfasser, wenn er die synoptische Predigt nicht bloß ins Moderne übersetzt, sondern auch modern ergänzt. Da wirft der Germane sein Naturgefühl, der Philosoph seine Anschauung von der Allbeseelung und der Seelenwanderung mit in die Mischung; die Bestandteile aber wollen sich nicht verschmelzen. Manches ist gefaßt, als wollte es einen neuen Meyer zum Kommentieren aufrufen. Der Hauptfehler aber liegt wo anders. Wer Jesu Predigt ergänzen will und dabei in Jesu Namen spricht, der müßte ihm kongenial sein. — So ist der Eindruck dieses Werkes kein einheitlicher.

In geschichtlichem Gewande läßt Johannes Schlaf den Rabbi von Nazareth auftreten in der ersten der beiden in einem Bande vereinigten Erzählungen Jesus und Mirjam und Der Tod des Antichrist. (Minden, Bruns 1901. 135 S. 1,75 geb. 2,50 Mk.) In beiden Stoffen steckt etwas Dekadentes. Die Tänzerin und Buhlerin Mirjam (die Sünderin aus Lukas Kapitel 7) verliebt sich in Jesus, getroffen von dem „tiefen, wunderbaren Banne seiner Mannheit". „Ihr Blut raste nach ihm." Sie lernt die geistige Liebe kennen und folgt ihm als Jüngerin. Der moderne Naturalist und Psychologe, oder der „psychische Naturalist", wie sich Schlaf selbst einmal bezeichnet hat, bewährt sein scharfes Beobachtungsvermögen und seine weiche Nachempfindung in zum Teil meisterhafter Schilderung äußerer und seelischer Zustände. Wo es aber zu Handlung und Entwicklung kommt, stockt die Gestaltungskraft. Auch die aufgeworfene und in Jesu Seele verlegte Frage, wie die geschlechtliche Liebe und die erbarmende Nächstenliebe sich verhalten, und inwiefern die göttlichen Ordnungen des Geschlechtlichen unheilig seien, wird weder widerspruchslos noch befriedigend entwickelt. Die Erzählung ist zum Teil etwas skizzenhaft. — Ueberhaupt mehr Porträtskizze, aber von eindringlicher Lebendigkeit und Anschaulichkeit, ist das zweite Stück „Der Tod des Antichrist". Der Kaiser Nero in seiner letzten Zeit wird geschildert: der verkommene Wollüstling und Weltreichsträumer, von fieberhaften Stimmungen hin und her gerissen und immer auf eine gute Pose bedacht. Zum Titel hat der Gegensatz veranlaßt, den der Dichter gefühlt hat zwischen „dem wahnwitzigen Dichterling auf dem Throne der Cäsaren und dem dunklen, stillen Herrn, dem Seher, Propheten und Kaiser der Geister" (S. 115), zu Jesus, der dann wieder (S. 91) „der von den väterlichen Geheimnissen trunkene Logiker von Nazareth" genannt wird. Doch ist dieser Gegensatz nur flüchtig berührt.

Dieselbe „Sünderin", die Jesu Füße mit kostbarer Salbe salbte, ist die Hauptgestalt in Dietrich Vorwerks groß angelegter Dichtung Maria Magdalena, die Geschichte einer Sünderin aus der Zeit Christi (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer 1902, geb. 5 Mk.) Ein modernes Epos von dem Umfang des vorliegenden, 324 Seiten, sieht man von vornherein mißtrauisch an; daß es religiösen Inhalt hat, bessert das Vorurteil nicht. Man fürchtet, daß auch unserm Dichter wie Klopstock der unerfüllte Wunsch zu teil werde, fleißiger gelesen zu werden. Je weiter man aber den Pfaden dieser Dichtung folgt, umsomehr nimmt der Dichter uns gefangen und führt uns weiter. Der Vergleich mit Klopstocks Messiade kann fast in allen Punkten nur gegensätzlich sein. Die gewaltige sprachschöpferische Kraft zwar fehlt Vorwerk; dafür aber besitzt er desto mehr die Fähigkeit der Schilderung, Veranschaulichung und Beseelung. Durch diese läßt er ein überaus reiches Bild der Zeit Christi erstehen: die Landschaft mit ihren Früchten und Tieren, die Galiläer, Samariter und Judäer, Sadduzäer und Pharisäer, römische Große und Soldaten, Familienleben und öffentliche Vorgänge, Volksleben in großen und kleinen Zügen, Alles wird mit Sachkenntnis und dichterischem Vermögen belebt. Den Zusammenhang giebt die „Geschichte einer Sünderin", der Maria Magdalena. Während aber in der ersten Hälfte ihre äußere und innere Geschichte im Vordergrunde steht, wird die zweite von der Gestalt Jesu, seinem Lehren, Wunderthun, Sterben und Auferstehn beherrscht. Wenn in dem biblischen Bericht Worte und Erzählungen inselartig hervorragen wie Bergeshäupter, deren Rumpf das Meer des Vergessens überflutet hat, so sieht das Dichterauge hindurch auf den Grund, sieht die Zusammenhänge, verbindet und lehrt verstehen. Dabei ist sich der Dichter stets bewußt, auf heiligem Boden zu stehen. So vermeidet er die Gefahr, um ästhetischer Sensationen willen die Weihe der biblischen Erzählungen zu verletzen, und auch seine Freiheiten in der Ergänzung sind aus einem starken und ehrfürchtigen Geiste geflossen. Ich bekenne dem Dichter dankbar, daß ich von seiner Dichtung einen tiefen Eindruck empfangen habe. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß die christliche Familie sich dieses wertvolle Werk zueignet. Es kann Vielen zur Freude und zu tiefer Erbauung gereichen.

In die Zeit der Christenverfolgungen führt uns Walther Nithack-Stahn in dem Schauspiel Die Christen (Zweite Auflage. Halle, J. Fricke 1902. 97 S. 1 Mk.) Die vornehme Römerin Claudia bekehrt sich zum Christentum und stirbt den Märtyrertod. Um diesen Mittelpunkt des Stückes baut sich ein gewaltiger Apparat auf. Der Kaiser Trajan tritt selbst auf, der Brief des Statthalters Plinius wird verlesen, in den Katakomben wohnen wir einer Christenversammlung bei und erleben das Eindringen römischer Soldaten, das Gericht verurteilt die gefangenen standhaften Christen, schließlich finden wir sie im Gewölbe vor dem Kolosseum, dem Tod durch die wilden Tiere entgegensehend. Ihr Glaubensmut bewegt die erst wankelmütige Claudia, sich zu ihnen zu bekennen.

Das Stück mag auf der Bühne recht wirksam sein. Reicher Inhalt von Szene zu Szene, eine lebhafte dichterische Sprache und klare Darstellung der großen Ideen, die mit einander kämpfen. Soweit wäre alles gut, wenn nur nicht die Hauptsache zu kurz käme: die psychologische Entwicklung. Es geht zu schnell mit dieser Charakterentwicklung. Im ersten Akt die launische, herrische Gebieterin, im zweiten die Philosophin, die von der allgemeinen Heuchelei empört wird, im dritten die Aufrührerin, die die Christen zum Sturm in Trajans Palast führen will, im vierten die glaubende, aber noch schwankende Christin, im fünften die Märtyrerin, die dem Platze an der Seite des Kaisers den im Magen des Löwen vorzieht. Was Lessing im 32. Stück seiner „Hamburgischen Dramaturgie" über den Unterschied des Dichters und des „witzigen Kopfes" ausführt, gilt auch für dies Drama; es ist weniger Dichtung als geschickt dramatisierte Kirchengeschichte.

In phantastischen Zeiten und Landen spielt das märchenhafte Drama in vier Akten Frau Anne von Marx Möller (Berlin, Otto Elsner 1902. 2 Mk.). Königin Anne verliert ihr geliebtes Kind, Jaira, — Jairi Töchterlein hat ihm den Namen gegeben. Sie hadert mit Gott und Welt. Im Traume verspricht Jaira der Mutter dreimal zu erscheinen. Dreimal kommen Notleidende zu der Wartenden. Sie erkennt den Sinn und die Mahnung der Worte, die das Kind im Traum zu ihr gesprochen hat: „Ich bin in Gott, und Gott ist in mir"; denn „Wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in

ihm." In den Armen und Notleidenden, den Mühseligen und Beladenen wird sie liebeübend ihr Kind wieder haben. — Der Stoff ist nicht eigenartig. Tolstoi behandelt in seiner schönen Erzählung „Wo Liebe ist, da ist Gott" (Volkserzählungen, bei Reclam. 40 Pfg.) einen verwandten Stoff. Manches dieser Erzählung klingt hier an. Aber während diese aus einem Gusse ist, Gedanken und Begebenheiten sich bis auf den letzten Rest durchdringen, so ist in unserm Drama Manches, wie das Verhältnis von Mann und Weib, das mitbehandelt wird, ohne im Ganzen aufzugehen und seine Lösung zu finden. Im übrigen aber ist die Dichtung sinnig und fein angelegt und durchgeführt. Das pantheistische Verständnis des menschlichen Fortlebens im Sinne des sich stets wandelnden und neugebärenden Naturlebens spielt hinein, ohne wesentlich zu sein. Viele hübsche Züge im Kleinen beleben die Handlung. Die Verse fließen leicht und anmutig. Als Probe für Form und Gedanken mögen die Worte dienen, die der alte Kyrill spricht, als er das Kind der Bettlerin in Frau Annens Arme legt:

Und schau dir das Bild des Gekreuzigten an;
Du konntest des Bildes Bedeutung nicht fassen,
Dir zeigte es einen gebrochenen Mann,
In dem nur Gram und Verzweiflung lebt,
Auf dessen Lippen die Frage bebt:
„Mein Gott, warum hast du mich verlassen?"
Herrin, du verstandest es nicht;
Sieh, zur Mutter kehrt er das klare Gesicht
Und blickt auf den Lieblingsjünger und spricht
Tröstend und fast in jubelndem Ton:
„Siehe, Mutter, das ist dein Sohn!"
Du schautest oft schon unkundigen Blicks
Brünstig empor zum Kruzifix!
Hast du jetzt des Bildes Inhalt entdeckt?
Hat dein Kind dich Schlummernde auferweckt
Durch seine heilige Boten,
Die bittend vor dich getreten sind?
Was suchst du dein Kind noch unter den Toten?
Siehe, da ist dein lebendiges Kind!

In weiterer Beziehung zu den bisher behandelten Stoff- und Gedankenkreisen steht Hans von Wolzogens philosophisch-ethische Dichtung Der starke Mann. Ein Gespräch. (Berlin, Schuster und Löffler 1902. 61 S. 1 Mk.)

Die einz'ge Macht, die Alles überwindet,
Im kleinen Herzen hat sie vollen Raum.
Die höchste Kraft des Menschen ist die Güte.

Wertvoller als die Kräfte der Natur, „wo jedes Starke einem Stärkern weicht", ist dieses „wundervolle Reich des Lebens", in dem der liebende, mitleidige Mensch seine Heimat hat; wertvoller als die Beherrschung der Naturkraft ist werkthätige Liebe. Auch die Natur sehnt sich nach Seele; aber das Naturhafte endet, wo das Gebiet der Seele beginnt. Dies etwa ist der Sinn der Dichtung, die von Leitsprüchen aus Schiller, Schopenhauer und Wagner eingeleitet wird. Der Naturforscher Mannhard bannt die Kraft der Natur: als „Elektra" steht sie vor ihm, und ein Gespräch beginnt, das jene Gedanken ausdrückt. Einige Szenen aus dem ersten und dem zweiten Teile des Faust klingen an. Die Gedanken der Dichtung sind groß und tiefsinnig. Die Verse tönen würdig und erheben sich zuweilen zu hoher Schönheit; aber über symbolische Schattenbilder kommt die Dichtung doch nur zum Teil hinaus. „Natur nicht mehr — nicht Mensch — ein schwanker Schatten", so läßt sich mit Worten des Dichters in der That die Gestalt der „Elektra" bezeichnen.

Die hier vereinten Dichtungen sind in den dichterischen Ausdrucksmitteln verschiedenartig genug; sie werden zusammengehalten durch einen Hang, der für die moderne Dichtung in Lyrik, Roman und Drama überhaupt bezeichnend ist: durch das Suchen nach sittlichem und religiösem Ideengehalt. Diese Bewegung der Weltanschauung aber bekundet einen steigenden Zug zum Religiösen.

Heine

Verschiedenes

Ein Gesang- und Choralbuch für Kirche und Haus. Von dem evangelischen Gesangbuch der Bezirkssynode Wiesbaden ist eine Ausgabe mit vierstimmigem Notensatz zum Preise von 1,10 Mk. gedruckt worden (Wiesbaden, Verlag des Evangelischen Zentralkirchenfonds). In dieser Ausgabe ist Gesang- und Choralbuch mit einander vereinigt. Solche Kirchengesangbücher giebt es in Deutschland bisher meines Wissens sonst nicht. Es bietet eine große Fülle schönster Choralmelodien in klassischem vierstimmigem Tonsatze zugleich mit den Texten und ist bei dem billigen Preise ein Choral- und Gesangbuch für das Haus, wie mir ein zweites nicht bekannt ist.

Dies Buch enthält auch viele bisher wenig bekannte lebendige und ausdrucksvolle Originalmelodien zu Liedertexten, bei denen man in unsern landläufigen Choralbüchern die rechte Melodie vermißt, z. B. zu Rückerts „Dein König kommt in niedern Hüllen", zu Ernst Moritz Arndts „Der heilge Christ ist kommen" (vgl. Chr. W. 1901 Nr. 51 Sp. 1233 und 1902 Nr. 1 Sp. 21) und zu manchen andern.

Ein Lied ist ein Ineinander von Text und Melodie; ohne die Melodie dazu ist der Text eben nur Text; erst beides zusammen macht das Lied. Darum muß bei jedem Liederwerk — und ein Choralwerk ist auch ein solches — Text und Melodie in inniger Verschmelzung gegeben werden.

Ist dieser Grundsatz richtig, so ergeben sich daraus zwei Folgerungen.

Erstens: ein wirkliches Liederbuch hat nicht eine Reihe verschiedner Texte zu derselben Melodie zu geben, so wenig wie eine Schar von Brüdern ein und dasselbe Gewand benutzt; wie jeder Einzelne seine eigne Kleidung hat, so soll grundsätzlich ein jeder Text seine eigne Weise haben.

Zweitens: ein wirkliches Liederbuch — und ein Gesangbuch soll doch ein solches sein — muß nicht bloß den Text, sondern muß auch die Weise mitbieten.

Der erste Gesichtspunkt, auf unsre Gesangbücher übertragen, bedeutet eine völlige Revolution. In der Gemeinde pflegen 30 bis 40 Melodien am Leben zu sein; deshalb meint man oft, je mehr Lieder auf diese beschränkte Zahl von Melodien zu singen seien, um so brauchbarer sei das Gesangbuch. Vor sechzig, achtzig Jahren stellte man Gesangbücher zusammen, in denen 50 und mehr Texte allein nach der Melodie „Wer nur den lieben Gott läßt walten" zu singen waren. Aber man frage: In welcher Volksversammlung, an welcher Tafelrunde, bei welchem Kommers hat man Lust, nach bekannten Melodien neue Texte zu singen, außer wenn diese Texte etwa für den bestimmten Tag gedichtet sind und mit demselben wieder vergehen? Mit der bekannten Melodie den bekannten Text! Beides gehört zusammen. Auch die zum Gottesdienst versammelte Kirchengemeinde ist eine Festversammlung, auch ihr soll man also grundsätzlich ihre Lieder als Einheit von Text und Melodie bieten; erst durch die Melodie bekommt der Text sein eigentümliches Gepräge, sein Kolorit für das Gemüt. Mit den grandiosen Worten des Reformationsfestliedes „Ein feste Burg ist unser Gott" verfließt für jeden, der den Text kennt, die Melodie ohne weiteres in Eins; und der Text hat nicht allein seine bedeutsame Wirkung entfaltet, sondern im innigen Verein mit der machtvollen Melodie, von der er getragen wurde.

Aber von diesem Grundsatz sind unsre heutigen Gesangbücher alle noch sehr weit entfernt, und es muß auch zugegeben werden, daß, wenn man diesen Grundsatz ganz durchführen wollte, aus praktischen Gründen die Zahl der Lieder eines Gesangbuches sehr viel mehr eingeschränkt würde, als es für den Zweck dieses Buches, das doch auch als häusliches Erbauungs- und Lesebuch dienen soll, wünschenswert ist.

Immerhin ist es wertvoll, von diesen Grundsätzen wenigstens auszugehen. Und so ist bei der Schaffung des Wiesbadener Gesangbuches verfahren worden. Von Anfang an ist von der vorbereitenden Kommission für jeden Text, der herangezogen wurde, eine eigne Melodie mit ins Auge gefaßt worden. Die Möglichkeit war dafür gegegeben, weil damals das umfassende Melodienwerk von Johannes Zahn bereits nahezu vollendet war. Die Rücksicht auf die Melodie machte sich nun aber auch bei der Wahl der Texte geltend: nimmt man um des guten Textes willen manche minder wertvolle Melodie mit in Kauf, so muß auch erlaubt sein, einer charaktervollen Melodie zu Liebe einen minder bedeutenden Text ins Gesangbuch aufzunehmen. Freilich ist dafür die Grenze enger. Und so wurde dann bei den Vorarbeiten für das Wiesbadener Gesangbuch noch mancher vorgeschlagene Text abgelehnt, manche Melodie gestrichen und dem Text lieber eine bekannte, übliche Sangweise zu Grunde gelegt. Immerhin ist der Melodienreichtum dieses Gesangbuches ungewöhnlich groß. Das Buch enthält 382 Choräle — wozu noch eine Anzahl liturgischer Stücke und 67 geistliche Volkslieder kommen —; zu diesen 382 Texten sind 221 Melodien gegeben, für einige Texte auch doppelte Melodien.

Das Gesangbuch entspricht eben deshalb nicht bloß den Bedürfnissen des kleinen Kirchenkörpers, der es herausgegeben hat, sondern ist sehr geeignet, Bürgerrecht in den Familien zu gewinnen.

Daß nicht bloß die Melodien, sondern der volle vierstimmige Tonsatz aufgenommen worden ist, darf ich — ebenso wie die, freilich stillschweigende, Befolgung des Grundsatzes, daß möglichst jeder Text seine eigne Weise haben soll — als mein persönliches Verdienst in Anspruch nehmen, das ich nicht ohne Kämpfe in der vorbereitenden Kommission habe durchführen können. Aber ich glaube auch, daß, wer ein derartiges Gesangbuch nur einige Zeit gebraucht hat,

von ihm nicht wieder lassen möchte. Und ich weiß keinen sichereren Weg, in den Häusern der Gebildeten den Choralgesang heimisch zu machen als den, daß man ein derartiges Gesangbuch mit vollem Tonsatz schafft. In unsern gebildeten Familien gehört das Klavier zum Hausrat; irgend ein Mitglied der Familie weiß Klavier zu spielen. Aber diejenigen, die, wenn sie die bloße Melodie vor sich haben, wie eine Reihe von Gesangbüchern eine solche bietet, dann gleich einen kirchlichen Tonsatz dazu spielen könnten, sind doch sehr selten, und wer einigermaßen Etwas von Tonsatz weiß, der weiß zugleich, daß es schwer ist, einen guten Choralsatz zu schaffen. Ein sehr tüchtiger Musiker sagte mir einst: Ein gutes Choralwerk ist eine schwerere Aufgabe für einen Musiker als eine Oper.

Darum brauchen wir für das Haus Choralbücher: aber nicht Choralbücher in großem Format und zu teuren Preisen, sondern billige Choralbücher, die den Text mit enthalten, so daß man nach demselben Buche nicht bloß spielen, sondern auch singen kann. Das aber ist in dem hier genannten Gesangbuch verwirklicht.

Die Choräle sind von Meisterhand meisterhaft gesetzt. Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß Reinhold Succo, Mitglied der Akademie der Künste und ihres Senats, Professor an der Hochschule für Musik in Berlin, bekannt als fein empfindender, denkender und mit der Geschichte und dem Wesen des Kirchenstils vertrauter Musiker (vgl. Chr. W. 1902 Nr. 1 Sp. 21), sich dafür gewinnen ließ, die musikalische Bearbeitung dieses Choralbuches zu übernehmen. Die mancherlei Rücksichten, die die Kommission forderte in Bezug auf Wahl und Gestaltung der Melodien, auch in Bezug auf ihre Tonhöhe und Anderes, haben ihm nicht volle, freie Bahn gelassen, aber mit außerordentlicher Geduld hat er sich in die Aufgabe vertieft. Und es ist ihm gewiß aus dem Herzen gekommen, als er auf die letzte Seite des Manuskripts ein „Soli Deo gloria!"*) schrieb; es war sein letztes Werk. Friedrich Zimmer

Gustav Adolf-Kindergottesdienste. Bearbeitet von Th. Meinhold, Superintendenten in Barth (Pommern). Stettin, Joh. Burmeisters Buchhandlung 1902. 83 S. 1,20 Mk.

Auf der Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins zu Braunschweig (1899) ist zum ersten Mal in großem Stil der Versuch gemacht worden, die Gustav Adolf-Sache den zu ihrem Gottesdienst versammelten Kindern nahe zu bringen. Seitdem ist auf so mancher Versammlung das Beispiel nachgeahmt worden, und mit gutem Erfolg. Meinhold, der bereits in zwei Heften die Heidenmission für den Kindergottesdienst behandelt hat, hat jetzt auch die Gustav Adolf-Sache dafür bearbeitet. Man merkt heute auch in Pommern, wie sich durch die Einwanderung polnischer Arbeitsbevölkerung Diaspora bildet; und man darf sich darum freuen, daß gerade von dort her diese Gabe uns geboten wird.

Der Begriff Diaspora ist für Erwachsene oft schwer verständlich, wie viel mehr für Kinder. Mit großem Geschick weiß Meinhold an die Kichengeschichte der einzelnen Länder anzuknüpfen und uns ihr den Kindern verständlich zu machen, wie jene zerstreuten evangelischen Gemeinden entstanden sind, die heute an die Thür des Gustav Adolf-Vereins klopfen. Für zwölf Gottesdienste werden hier bearbeitet: Spanien und Fliedners Arbeit, Südfrankreich (Lyon), die Hugenottenkirche bis zur Gegenwart, Italien, Böhmen, Salzburg, Steiermark, Siebenbürgen, Schlesien, Glogau, Westpreußen, Ingolstadt. Die gewählte Form ist insoweit gleichmäßig, daß stets an einen Bibeltext angeknüpft wird, der in der Ansprache des Geistlichen seine Erläuterung erhält, und daß durch eingelegte Liederverse jedesmal die Aufmerksamkeit der Kinder lebendig gehalten wird. Ich zweifle nicht daran, daß auf diesem Wege das Interesse der evangelischen Jugend für die Mitarbeit an der Gustav Adolf-Sache geweckt werden kann. Möge die kleine Schrift bei den Pastoren, denen unsere Kindergottesdienste anvertraut sind, eine freundliche Aufnahme finden.

R Weil

Noch einmal Chamberlains Grundlagen. Vgl. Christliche Welt 1900, Nr. 42.

Von geschichtsphilosophischen Werken der neueren Zeit hat, wenn ich von Harnacks Wesen des Christentums absehe, das doch nur in gewissem Sinne hierher gehört, keines ein solches Aufsehen gemacht wie Houston Stewart Chamberlains Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. In vier starken Auflagen verbreitet, hat es die Kritik aus allen Lagern in ungewöhnlichem Maße hervorgerufen, und mehr noch dieser Umstand als die Verbreitung — der buchhändlerische Erfolg beweist ja nicht ohne Weiteres für die Güte — legt Zeugnis für die große Bedeutung des Buches ab. Die Verlagsfirma hat die ihr besonders wichtig erscheinenden Kritiken in einer kleinen Broschüre vereinigt, die käuflich zu haben ist (Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts von Chamberlain. Kritische Urteile. VIII, 108 S. München, Bruckmann 1901. 50 Pf.); auch unsre Besprechung ist ohne Abstriche aufgenommen worden. Gleichzeitig veröffentlicht Chamberlain „Vorwort und Nachträge zur dritten Auflage der Grundlagen u. s. w." (40 S., gebd. 1 Mk.). Im Vorwort setzt er sich mit der scharfen und, wie wir nach Chamberlains Abwehr annehmen müssen, unbilligen Kritik Henry Thodes im Litterarischen Zentralblatt auseinander, in welcher ihm bewußtes Plagiat an Wagners Ideen ohne Nennung seiner Quelle vorgeworfen worden war. Die Nachträge verbessern Einiges, während die Mehrzahl der Ausstellungen der Kritiker abgelehnt wird. Auch unsrer, übrigens als „sympathisch" bezeichneten Kritik ergeht es ähnlich. Das Beispiel freilich, an dem Chamberlain die Richtigkeit seiner Urteile gegenüber meiner abweichenden Meinung zu erhärten versucht, scheint nicht glücklich gewählt. Ich hatte es gewagt genannt, daß Chamberlain einmal von dem „edlen" (!) Nestorius redet. Chamberlain hat nun in Harnacks kleiner Dogmengeschichte nachgeschlagen, dort die Bezeichnung der „eitle, polternde, aber nicht unedle Nestorius" gefunden — in der großen Dogmengeschichte, auf die Chamberlain nicht verweist, heißt es: „ein eitler Prediger und ein großsprecherischer Ketzerfeind, aber kein unedler Mann" — und glaubt sich nun berechtigt, mich für sein Attribut auf Harnacks Autorität zu verweisen, die ich doch nicht bestreiten werde. Ich glaube umgekehrt, daß es nur dieser kurzen Darlegung des Sachverhalts bedarf, um unsre Leser von der Berechtigung meines Ausrufungszeichens zu überzeugen. Die Verlagsbuchhandlung aber thut nicht gut, wenn sie in einer Anmerkung zu meiner Kritik hinzufügt, Chamberlains Ausdruck sei „wörtlich" Harnacks Dogmengeschichte entnommen.

Zwei längere Kritiken hat die Verlagsbuchhandlung in ihre Broschüre nicht, oder doch nur in beschränktem Auszug, aufgenommen. Die eine ist auch der Christlichen Welt zur Besprechung eingeschickt worden: „H. St. Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts, besprochen von H. C. (Berlin). Dresden und Leipzig, Pierson 1901. 1 Mk." Der anonyme Kritiker bekämpft mit vergifteten Waffen zumal Chamberlains Rassentheorie und seinen „Antisemitismus". Dazu ist lediglich zu wiederholen, was schon ein andrer Rezensent, Professor Golther in Rostock, gesagt hat: „Anti-Germanen aller Art und Färbung fühlen sich von Chamberlain instinktiv zurückgestoßen." Die andre Kritik ist viel ernster zu nehmen. Professor A. Ehrhard in Wien, wohl der hervorragendste und bekannteste unter den jüngern Akademikern katholischen Bekenntnisses, hat in den Vorträgen und Abhandlungen, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft (Heft 14. H. St. Chamberlains u. s. w., kritisch gewürdigt von Dr. A. Ehrhard, ordentlichem Professor an der Universität in Wien, 1901), Chamberlains Geschichtsphilosophie in die Beleuchtung seines strengen, aber nicht kulturfeindlichen Katholizismus gerückt, sehr lesenswert für Alle, die sich für die großen Gegensätze der Weltanschauungen interessieren.

Gustav Krüger

Im Vorderen Asien, politische und andere Fahrten. Von Lic. Dr. Paul Rohrbach. Berlin-Schöneberg Verlag der Hilfe. 1901. 142 S. geb. 4 Mk.

Ein schönes und ansprechendes Buch, das aus des Verfassers Hilfebriefen entstanden ist, aber sich erheblich von diesen unterscheidet. Der Verfasser ist einer der am besten unterrichteten und verständnisvollsten Kenner der neuen wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Rußlands. Aber freilich, es ist ein sehr wenig erfreuliches Bild, das er im Eingang entwirft. Die mächtige Entwicklung der Industrie und die gewaltige Ausdehnung des Eisenbahnnetzes gehen Hand in Hand mit dem Ruin des verhungernden Bauernstandes in den ausgesogenen Getreidedistrikten. Lebensvoll drastisch ist wieder die Schilderung des georgischen Klosters mit seinem fürstlichen Abt und seinen zerlumpten Mönchen. In knappen Umrissen wird der durch die Baumwollenkultur bedingte Aufschwung von Russisch-Turkestan skizziert; Rohrbach glaubt, daß in ähnlicher Weise Syrien, Kleinasien und Mesopotamien der Kultur zurückgewonnen werden können. Von großem Interesse ist auch die Bemerkung, daß bei der einheimischen Sartenbevölkerung mit dem Aufhören der mohammedanischen Regierung auch die islamitische Welt- und Lebensanschauung aufhört. Der moderne Staatsbegriff emanzipiert die Muslims von den starren Gewohnheiten der alten Theokratie, und in berechnender Weise arbeiten die russischen Beamten auf Verminderung der Madrassen und damit der Mollahs, der Hauptstützen des alten Systems, hin.

Das Endziel der Reise ist Merw. Die Ausführung weiterer Pläne, Buchara, Afghanistan oder gar Westsibirien zu besuchen, hindert die Weisheit der russischen Regierung, und so muß der Reisende wieder westwärts wandern. Durch die Kaukasusländer und Russisch-Armenien wendet er sich jetzt nach Persien, das „unrettbar dem Schicksal verfallen ist, ein russischer Vasallenstaat zu werden". Eingehend und mit Liebe ist das Leben der nestorianischen Syrer geschildert. Ein Bild von charakteristischer Wildheit entrollt sein Aufenthalt im syrischen Waisenhaus von Urmia vor uns. Gern hätten wir auch nähere und authentische Mitteilungen über die angeblich so starke und erfolgreiche russische Propaganda unter den Nestorianern vernommen; indessen darüber schweigt sich Rohrbach leider aus.

Mit besondrer Liebe versenkt er sich in die Zukunft Mesopotamiens, wie sie die Bagdadbahn bringen wird. Heute herrschen die türkischen Walis und Mussetarifs fast nur in den Städten; im Süden gebieten unumschränkt die Araberschechs, und das platte Land im Norden ist in der Gewalt der Hamidiéhäuptlinge. Es sind Zustände, wie sie uns für das fünfte Jahrhundert das Leben des heiligen Severin als an der oberen Donau zwischen Romanen einerseits und Rugiern und Alamannen andrerseits bestehend schildert. Mit dem Bau der Bagdadbahn, wie Rohrbach entwickelt, wird das anders werden. Die fruchtbaren, jetzt öden Gebiete, wo zahlreiche Tells das Bestehen einst glänzender, volkreicher Städte andeuten, werden Korn und Baumwolle zum Export produzieren. Die Parallelen, die er aus Russisch Turkestan und Kleinasien anzieht, bestätigen diese Ausführungen und zeigen, daß wir es nicht mit kühnen

*) Allein Gott in der Höh sei Ehr!

Phantasiegebilden zu thun haben. Rohrbach versteht es durch die Energie, mit der er sich in die Zukunft dieser und der benachbarten Länder versetzt, auch in dem Leser ein höchst lebendiges Interesse und Verständnis für diese wirtschaftlichen Fragen zu erwecken.

Von großem Interesse ist auch der Schlußabschnitt über das „hohe Iran", der darlegt, wie völlig Rußlands zielbewußte Politik hier England den Rang abgelaufen hat und Persien kommerziell wie politisch in gänzliche Abhängigkeit bringt.

Um einige Einzelheiten zu erwähnen, so ist Mar Jakob von Nisibis nicht der Ahnherr der Jakobitischen Kirche (S. 85); auch ging durch Jovians Frieden keineswegs fast ganz Mesopotamien an die Sassaniden verloren (S. 83). Bei dem Felsbilde (S. 133) ist durch ein Versehen Chosru statt Schapur genannt, wie S. 136 richtig steht.

Doch ich breche ab; denn es ist nicht möglich in einer kurzen Anzeige einen Begriff von dem überaus reichen Inhalt des trefflichen Buches zu geben. W Gelzer

Palästinischer Diwan. Als Beitrag zur Volkskunde Palästinas gesammelt und mit Uebersetzung und Melodien herausgegeben von Gustaf H. Dalman. Leipzig, Hinrichs 1901. 9, geb. 10 Mk.

Dieses neueste Werk des bekannten Leipziger Theologen, des Verfassers der „Worte Jesu", ist eine Frucht seines 1½jährigen Aufenthalts in Syrien und Palästina, wo er das Volksleben, zumal das der Landbewohner und Handwerker, aber auch der Beduinen in ihren Zelten eingehend studierte. Dem arabischen Text der völlig neu gesammelten Lieder folgt eine wortgetreue Uebersetzung mit erklärenden Anmerkungen. Diese Blumenlese von arabischen Gedichten aus allen Lebensgebieten wird nun in der Absicht veröffentlicht, „damit dem Theologen zuverlässigen Vergleichungsstoff für biblische Studien zu bieten, aber auch den Nichtfachmann in orientalisches Volksleben auf dem Boden der palästinisch-syrischen Geschichte einzuführen".

Der Gewinn für die Theologie, sowohl für die alttestamentliche Disziplin wie für das Leben Jesu, liegt auf der Hand. Ist doch im Orient Alles stabil. Es verläuft das Leben des Volkes wie des Einzelnen in Haus und Hof, auf Feld und Tenne, in Stadt und Land, von der Wiege bis zum Grabe noch heute sowie vor zwei, drei Tausend Jahren. Auch der Islam hat daran wenig geändert.

Der Palästinische Diwan ist aber eine Bereicherung unsrer deutschen Litteratur überhaupt, fast möchte ich sagen, eine Art von Jungbrunnen. Wir leben in einer seltsamen Zeit eigenartiger Verkünstelung, Verschnörkelung und Verschrobenheit der redenden wie bildenden Kunst. In namhaften Litteraturgeschichten wird uns Emanuel Geibel als „der ewige Primaner" und Heine als der „ewige Jude" zu verekeln gesucht, während doch, bei Lichte besehen, alle sogenannten Modernen zusammengenommen kein einziges volkstümliches Lied wie die „Loreley" oder „Der Mai ist gekommen" jemals zu Stande gebracht haben. Viel Anspruchsvolles, wenig Ansprechendes; viel Gestümper und Geklimper, selten ein volltönendes Harfenspiel. In solcher Zeit kehrt man nach dem Muster unsrer Klassiker gern zum Volksliede zurück, um sich mit Herder an den „Stimmen der Völker", mit Goethe am „Westöstlichen Diwan" zu erfrischen und zu erfreuen. Diesen Dienst dürfte auch Dalmans Palästinischer Diwan in seiner Art leisten helfen.

Der Verfasser ist soeben zum Leiter des evangelisch-deutschen Instituts für Altertumswissenschaft in Jerusalem ernannt worden und wird im Herbst seine Reise dorthin zu dauerndem Aufenthalte im heiligen Lande antreten. Möge seine aufopferungsvolle Thätigkeit der theologischen Wissenschaft, der evangelischen Kirche wie der allgemeinen Bildung und Kultur noch reichen Segen bringen! Johannes Hausmann

Wilde Rosen und Eichenbrüche, vier novellistische Skizzen, zeugen von der besonderen Begabung ihres Dichters Karl Schwerin zum Satiriker. (Stuttgart, ohne Jahr, Greiner und Pfeiffer. Preis 3, geb. 4 Mk.) Er persifliert darin den Typus des ledigen norddeutschen Gutsherrn mit einer Grausamkeit, die zur Ungerechtigkeit würde, wenn man seine individuelle Zeichnung verallgemeinern und diesen unangenehmen Schwerinschen Menschen etwa für das Durchschnittsbild des obotritischen Landwirts halten wollte. Rheinwein, Moselwein, Rotspohn, Cognac, Sekt, Zigarren, Weiber, Hunde, Pferde, und zwar alles „prima" — rassig oder blumig, je nachdem —, das sind die heiligsten Güter, in denen der Dichter seinen Helden die Glückseligkeit finden läßt. Sehr viel ist dabei natürlich von den Frauen die Rede, und die Reize des Ballweibs werden ebenso gut gewürdigt, wie die des Stallweibs. Dabei moduliert Schwerin auf seiner satirischen Leier den Sang durch alle Tongeschlechter der erotischen Skala. Dennoch sind seine Frauengestalten nur Dekoration. Sie wirken nur wie sinnliche Wandbilder in der Trinkstube eines nicht unbemittelten Junggesellen, oder besser noch, wie die Schönheiten auf dem Innendeckel einer Zigarrenkiste (denn gerade diesem Schönheitsideal entsprechen Schwerins Frauenköpfe). Die höchste der Lebenskünste dagegen ist diesen Menschen offenbar nicht das Lieben, sondern das Trinken. Schwerin läßt sie so viel und so oft und so schwer zechen, daß das Buch eher den Namen „Rübe und Strandkanone" verdiente, als den Titel: „Wilde Rosen und Eichenbrüche". Dennoch möchten wir diesen Titel nicht missen, denn er hängt zusammen mit Schwerins Hohn auf jene typische Sentimentalität, die den Dreiviertelsgebildeten der besitzenden Klasse so oft schändet. Schwerin ist geradezu ein Meister darin, durch die mancherlei Räusche des Helden immer wieder jene wunderbare empfindsame Stimmung durchbrechen zu lassen, die in ihrem musikalischen Ausdruck zwischen dem „Gebet einer Jungfrau" und dem „Husarenritt" oscillieren würde.

Doch einen schweren Mißgriff hat der Dichter begangen: er hat die vier Erzählungen als „Ich-Novellen" geschrieben. Von allen Poeten muß der satirische seinem Helden mit der größten scheinbaren Objektivität gegenüberstehen. Die Grenze zwischen Dichter und Held wird aber durch Schwerins Ich völlig verwischt. Wird es die Welt für möglich halten, daß Jemand sein Ich so stark persifliert? Ich fürchte — — nein ich weiß, sie wird Schwerins Satire als baare Münze nehmen.

Vielleicht hat die Welt sogar Recht damit. Wenigstens der Freiherr von Grotthuß, der eine der Novellen in sein Türmer-Jahrbuch aufgenommen hat, druckt sie dort unter den ernsthaften Sachen ab. Hielte er sie für satirisch, so hätte er sie gewiß in seinem satirischen „Narrenspiegel" erscheinen lassen. Wie aber, wenn Grotthuß und die Welt Recht haben? Was sollen wir dann von Schwerins Dichterwerk urteilen? F M Schiele

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 2. September 5 Uhr Rosenau: Bedeutung und Stellung von Kirche und Religion im Gemeinschaftsleben.

Kand. Philologe oder Kand. Theologe als

Hauslehrer

zu zwei Mittelschülern welche die 3. Cl. Gymnasium u. Realschule besuchen nach Wiener Neustadt gesucht. Jahreshonorar M. 700 bis 800 mit freier Station und Fahrt. Eintritt baldigst. Gefällige Offerten an die Redaktion des Blattes zu richten unter **C. Z. 6720.**

Predigtamtskandidat

mit bestandenem 2ten theologischem Examen, welcher sich Ostern der Oberlehrerprüfung unterziehen will, sucht zu Michaelis Stellung an höherer (auch Privat-) Schule, eventuell auch Hauslehrerstellung. Gutes Zeugnis über bisherige unterrichtliche und erzieherische Thätigkeit.

Offerten unter **W. 12.** an die Expedition dieses Blattes erbeten.

Die **landwirtschaftliche Winterschule** zu **Bredstedt** in **Schleswig-Holstein** sucht für das kommende Winterhalbjahr vom 20. Oktober bis Ende März für den Unterricht in Deutsch, Geschichte, Rechnen 2c. einen **akademisch gebildeten Lehrer** (Theologen oder Philologen). Gehalt monatlich 200 Mark. Gef. Meldungen mit Lebenslauf, begl. Zeugnisabschriften und Photographie sind umgehend, spätestens aber bis zum 27. August d. J. einzureichen.

Bredstedt in Schleswig-Holstein, den 9. August 1902.

Dr. **Deißmann,**
Direktor

Hauslehrer

Philolog oder **Theolog** für einen Sextaner zum 1. September oder 1. Oktober nach einem Vorort von Dresden **gesucht.**

Zeugnisabschriften und Photographie bis 15. August an **Erwin Bienert aus Dresden-Plauen** z. Z. **San Martino** Südtirol Hotel Toffol erbeten.

Wer würde einem Mädchen aus meiner Gemeinde, das durch eigenartige Verhältnisse in üblen Ruf gekommen ist, in seinem Haushalte ermöglichen, während eines halben Jahres in fleißiger Arbeit und gesittetem Wandel sich zu bewähren?

Pfort, Pastor in **Burgörner** bei Hettstedt, Prov. Sachsen.

Gutsbesitzer Nähe Berlins (Vorortsverkehr) sucht zum 1. Oktober cr. cand. theol. als **Hauslehrer** für 2 Knaben 8 und 11 Jahre alt. Gehalt nach Einigung, freie Station und Familienanschluß. Gefl. Offerten zu richten an Gutsbesitzer **Fritz Giese, Schönfeld** bei Werneuchen.

PIANOS von ℳ 350.— an.
Harmoniums von ℳ 80.— an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Dr. med. Lindtners Sanatorium
„Finkenwalde" bei Stettin
(Naturheilanstalt)
Herrliche geschützte Waldlage. Vorzügliche Erfolge
Prospekte frei

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Ein

Original-Dokument

aus der

Diocletianischen Christenverfolgung

Papyrus 713 des British Museum

herausgegeben und erklärt

von

D. **Adolf Deissmann,**

ord. Professor an der Universität Heidelberg

Mit einer Tafel in Lichtdruck

8. 1902. M. 1.50.

„Ein überaus wertvolles Blatt, gefunden mit den Resten des Archivs der Totengräbergilde von Kysis (= Dûsch el Kala), einer Ortschaft im Süden der grossen Oase (El-Khargeh) in der lybischen Wüste — der im Innern der Oase geschriebene Originalbrief eines christlichen Presbyters Psenosiris (= „Osirissohn") an einen anderen Presbyter Apollon in Kysis — wird in dieser Broschüre (S. 5 ff.) abgedruckt, deutsch übersetzt und (S. 9 ff.) sehr lehrreich erklärt; ein interessanter Rückblick (S. 28 ff.) fasst die geschichtlichen Ergebnisse dieser Erklärung in anschaulicher Weise zusammen. Eine Christin Politike, die sich weigert dem Genius des Kaisers (Diokletian?) zu opfern, wird vom kaiserlichen Statthalter in die Oase verbannt, etwa von Kysis aus, wahrscheinlich durch Vermittelung des Presbyters Apollon, durch (christliche?) Totengräber an den Wohnort des Psenosiris im Innern der Oase gebracht, wo die Totengräberfamilien ihr die grösste Liebe erweisen. Davon benachrichtigt Psenosiris seinen Bruder Apollon; und diesen Brief besitzen wir im Original, „eine kostbare Reliquie aus einer an Kummer und Bewährung so reichen Epoche unseres Glaubens"; „er ist neben dem Fragment eines Briefes aus Rom nach dem Fajjum der älteste bis jetzt auf uns gekommene Originalbrief von der Hand eines Christen"!"

Evang.-protest. Kirchenblatt. 1902. Nr. 27/28.

Pensionat für Fortbildungsunterricht

Wiesbaden, Haus Sesam

Sprachen, Geschichte, Litteratur, Musik, Malen, Tanzen und Haushaltung. Fünf Minuten vom Walde. Schöner Garten mit Turnhalle. Pension 900 Mark.

L. Harcourt, Vorsteherin

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein

Frankfurt a. M.

Jeder Dame wird als ein ganz vorzügliches Hilfsmittel zur Erlernung und Ausübung der Schneiderei empfohlen: das bereits in **6. Auflage** erschienene **Viktoria-Lehrbuch der Damenschneiderei zum Selbstunterricht** mit Original-Zuschneide-Tableau. **Preis 1,50 Mark.** Gegen Einsendung von 1,60 M. (auch in Briefmarken) oder unter Nachnahme direkt zu beziehen von **Otto Laucks,** Versand-Buchhandlung **Leipzig.** Dieselbe Firma liefert für je 1,60 M.: Die 3 neuesten Rockschnitte, die 3 neuesten Blousenschnitte, die 4 neuesten Aermelschnitte, die 3 neuesten Jackettschnitte, die 4 neuesten Boléroschnitte, alles mit Mode-Bildern; die neueste Empire-Kleid-Grundform 1,00 M.; den neuesten Schlepprockschnitt 1,00 M. Komplette Schnittmustermappe für Brautwäsche-Ausstattung 2,50 M. Komplette Mappe für Damengarderobe 2,— M.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Vom K. Sächsischen Konsistorium den Pfarrämtern zur Anschaffung aus den Mitteln des Kirchenärars empfohlen:

Das kirchliche Leben

der

Evangelisch-Lutherischen Landeskirche

des

Königreichs Sachsen

Dargestellt von

Professor D. **Paul Drews**

8. 1902. M. 7.—. Geb. 8.—

(**Evangelische Kirchenkunde.** Das kirchliche Leben der deutschen evangelischen Landeskirchen. Herausgegeben von Professor D. Paul Drews. I.)

Ausschreibung

An der evang. reformierten Kirchengemeinde in Wien gelangt ehebaldigst die Stelle eines **Personalvikars** zur Besetzung. Mit derselben ist ein fixes Einkommen von Kronen: 3000 verbunden. Nebeneinkommen durch Religions-Unterricht voraussichtlich. Gesuche nebst Angabe von Referenzen, sowie etwaige Anfragen sind zu richten an

Das Presbyterium der ev. ref. Kirchengemeinde in Wien

Blindenheim in Jerusalem

Um der entsetzlichen Not der Blinden im Heiligen Lande zu steuern, sammelt der Vorstand des bekannten Syrischen Waisenhauses seit einigen Jahren Gaben, um ein Blindenheim in Jerusalem zu errichten. Der Gedanke, durch ein illustriertes Flugblatt des Vorstandes in weitere Kreise getragen, fand lebhaften Anklang. Dennoch würde die Errichtung des Blindenheims noch gute Wege haben, wenn nicht ein edler Wohlthäter, Graf Münnich in Dresden, der Sache mit einem Schlage eine gesicherte Grundlage gegeben hätte. Christof Graf Münnich, letzter Nachkomme des einst als „russischer Prinz Eugen" gefeierten Generalfeldmarschalls Grafen Münnich, ist vor wenigen Wochen in Dresden gestorben und hat dem Blindenheim ein Kapital hinterlassen, das zwar selbst niemals angegriffen werden darf, dessen Zinsen aber für alle Zeiten zum Unterhalte des Blindenheims dienen sollen. Es stehen somit für diesen schönen Zweck die Zinsen von 220000 Mark, also bei Anlage in $3^1/_2$ prozentigen Staatspapieren 7700 Mark jährlich zur Verfügung. Um diese für den Unterhalt des Heims notwendige Summe nicht zu schmälern, hat der Erblasser bestimmt, daß zur Errichtung des Gebäudes des Blindenheims sein Vermächtnis nicht in Anspruch genommen werden darf. Auch mußte der Vorstand eine bindende Erklärung abgeben, daß die genannte Summe ausschließlich für das Blindenheim, nicht aber für das Syrische Waisenhaus verwendet werden solle. Für das Syrische Waisenhaus selbst also, das leider immer noch ein Defizit von 45000 Mk. hat, bedeutet das Vermächtnis keine Erleichterung. Aber es ist ihm die Möglichkeit gegeben, ein neues schönes Gebiet christlicher Liebesthätigkeit zu eröffnen, eine Arbeit, deren Notwendigkeit sich wohl jedem Palästina-Reisenden während der Kaiserreise im Jahr 1898 aufgedrängt hat. — Der Kölner Vorstand hat nun mit den bisher gesammelten Geldern alsbald den Bau eines Blindenheims neben dem Syrischen Waisenhause begonnen. Schon ist das Erdgeschoß mehrere Meter in die Höhe gestiegen. Und der Bau könnte noch in diesem Jahre schuldenfrei und sorgenfrei zu Ende geführt werden, wenn nicht noch 20000 Mk. an der notwendigen Bausumme fehlten, die ja dem Vermächtnis nicht entnommen werden dürfen. Wer hilft mit, das Werk des edlen Grafen noch in diesem Jahre unter Dach zu bringen? Schon der Verkauf und die Verbreitung der schönen, interessant illustrierten Broschüre über das Los und die Verhältnisse der Blinden Palästinas „Blindenbitte", würde eine Unterstützung des Werkes bedeuten. Dieselbe ist zu beziehen für 30 Pfg. (oder mehr) bei dem Vorsitzenden des Vorstandes, Pastor Schneller in Köln, Große Witschgasse, an welchen auch Gaben, „Bausteine für das Blindenheim" gesandt werden können.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg